Cash

H-B 6937a

= Wenzel, Gottfr. Immau.

L. Maillard del. J. Blaschke sculp.

Du bist Thier, und handelst menschlich ;
du sollst mich nicht beschämen !

[Wenzel, Gottfried Immanuel]

Biographien der berühmtesten Römer und Römerinnen, in historisch-dramatischen Darstellungen.

Vom Verfasser
Scipio's des Afrikaners.

Wien und Leipzig, 1800
im Verlage bey Anton Doll.

D Lit 25720
z. Kol
+ Ant.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

3017 755 01

62.3738

Bi

der

Römer

Biographien

der berühmtesten

Römer und Römerinnen.

Vorbericht.

Die Römische Geschichte stellet uns Männer von großem Geiste und erhabenen Tugenden auf. Selbst unter dem weiblichen Geschlechte findet man Römerinnen, die uns nicht bloß interessiren, die wir auch bewundern müssen.

Vielleicht ist es keine verdienstlose Arbeit, eine Reihe solcher veredelter Menschen dem Leser vorzulegen, und sie in Handlung zu setzen. Die Seele wird bey dem Anblicke derselben gleichsam in die Höhe gehoben, und fühlet einen Drang in sich, die ihr anschaulich gemachte Tugend nachzuahmen, so wie sie nicht weniger gegen Thorheiten und Laster einge-

nommen, und mit einem lebhaften Abscheu gegen solche erfüllet wird.

Dieß ist unstreitig der Geschichte vorzüglicher Nutzen. Ich glaube, man erreicht ihn um so eher, wenn man die Fakta der Historie ins Gewand der Aesthetik kleidet, und die Erzählung, da wo es thunlich und schicklich ist, mit dramatischer Darstellung abwechseln läßt.

Der Verfasser.

I.

Romulus und Remus.

(Im Jahre der Welt 2284. bis 38. nach Erbauung der Stadt Rom.)

Amulius, Bruder Numitors, des letzten Königs von Alba, reich an Schätzen, aber arm an Tugend, fähig die schändlichsten Plane zu entwerfen und auszuführen, aber unfähig, die Stimme der Natur zu hören, war es, der nicht allein Alba's Thron an sich riß, nicht sich damit begnügte, das Verbrechen der Usurpation begangen zu haben, sondern der noch überdieß das Laster des Mords hinzusetzte. In den Söhnen des gestürzten Numitors sah er seine künftigen Gegner reifen; genug für ihn, um den schwarzen Gedanken zu gebähren, die Schuldlosen dieser Besorgniß zu opfern. Dem Entschluße folgte die Ausführung: das

Blut der liebenswürdigsten Jünglinge floß dahin mit ihrem Leben. — Noch war Rhea Sylvia, Numitors einzige Tochter, übrig. Allgemein liebte sie das Volk; ihre Herzensgüte nahm jeden für sie ein, ihre Schönheit fesselte jeden an sie. Der unnatürliche Mörder wollt' es nicht wagen, den Stahl, der ihre Brüder tödtete, auch in die Brust der Prinzessinn zu stossen. „Sie werde eine Vestalinn, rief er aus, und ich habe keine Nachkommen zu fürchten, die auf Alba's Thron Ansprüche machen dürften!„ Der Tag wurde bestimmt, an dem sich Rhea Sylvia öffentlich dem vestalischen Dienste weihen sollte. Sie erschien, und legte mit thränenden Augen das feyerliche Gelübde einer ewigen Keuschheit ab. — Amulius war beruhigt. Alba's Thron schien ihm nun versichert zu seyn. Er ahnte nicht, daß eine fürchterliche Zukunft seiner harrte. Im Schooße der Wollust hörte er die Vorwürfe seines Gewissens nicht. Mit jeder neuen Sonne erwachte er auch zum Genuße neuer Vergnügungen. Schmeichler umringten ihn von allen Seiten. Er lebte in einem Zustande von Betäubung, die sich seiner Sinne und seiner Seele ganz bemächtigt hatte. Nur eine einzige Nachricht war vermögend, ihn zur Besonnenheit zu

bringen, und diese Nachricht hieß: „Rhea Sylvia sey Mutter von zween Knaben."

Hier erwachte Amulius aus seinem Geistesschlafe. Die beyden Knaben machten ihn zittern. Es schien ihm, als stürzte schon Alba's Thron unter seinen Füssen zusammen. Tod schwur er den Neugebohrnen, Tod ihrer Mutter. Noch am selbigen Tage ergieng das schrecklichste Urtheil über drey Menschenleben. Rhea Sylvia ward verdammt, lebendig begraben zu werden. In den Fluthen der Tiber sollten die Kinder ihren Tod finden. Man eilte mit der Vollziehung des Urtheils. An dem Gestade des Flusses grub man für Sylvien ein tiefes Grab. An dem Gestade des Flusses standen vermummte Männer, um die Zwillinge zu übernehmen, und sie den Wellen zu übergeben. Tausende von Menschen hatten sich versammelt, das schauderhafte Schauspiel zu sehen.

Mit den Kindern im Arm erschien Sylvia. Ein weißer Schleyer deckte ihr Gesicht und die Knaben. Am Rande ihres Grabes stand sie. Eine tiefe Stille herrschte unter dem Volke. — Sylvia schlug den Schleyer zurück; ihr Blick fiel auf das Grab, und Thränen drängten sich aus ihren Augen.

Mit Wehmuth sah sie die beyden Knaben an, drückte sie an ihre Lippen, an ihr Herz, küßte sie noch einmal, und reichte sie, ohne ein Wort zu sprechen, den vermummten Männern hin. Als diese die Kinder in die Fluthen warfen, erhob das Volk, vom Mitleid gerührt, ein lautes Geschrey. Sylvia dankte durch Gebehrdensprache dem Volke, und stürzte sich in das Grab, das im selbigen Augenblicke mit Erde und Steinen ausgefüllt, und dem übrigen Lande gleich gemacht wurde. —

Doch jetzt verfinsterte sich der Himmel. Donnerschwangere Wolken zogen sich zusammen. Ein Schlag folgte dem andern, und die Blitze schienen die Erde in Flammen setzen zu wollen. Die Tiber stürmte, wüthend wälzten sich ihre Wogen über die Ufer dahin, und drohten mit Verheerung. — Jedermann floh, und jedermann schloß aus diesem plötzlich entstandenen Sturme, daß es noch höhere Mächte giebt, die Amulius tyrannisches Urtheil nicht ungerächt lassen würden.

Faustulus, der Hirte des königlichen Hofes, besah einige Tage nach dem Sturme die Weiden an den Ufern der Tiber. Der Austritt des Flusses aus seinen Beeten hatte große Verwüstung angerichtet. Ganze Strecken des fruchtbarsten Landes glichen

einer Sandbank, und die fettesten Trieften waren mit stinkendem Schlamm und Unrath überdeckt. Traurig war dieser Anblick der Zerstörung für Faustulus. „Zorn der Götter, dachte er, die jede Ungerechtigkeit ahnden, es sey auf diese oder jene Art!“ — Auf einem Hügel, nicht fern vom Grabe der unglücklichen Vestalinn, lagerte sich der Hirte. In seine Augen traten Thränen, und er ließ sie fließen dem Andenken Sylviens, während daß seine Seele sich mit Ueberdenkung des grausamen Schicksals dieser liebenswürdigen Prinzessinn beschäftigte. — Ein Wimmern am Fuße des Hügels, das immer lauter wurde, störte ihn in seiner Betrachtung. Er gieng den kläglichen Tönen nach, und kam an eine Höhle, in der er eine Wölfinn erblickte, an deren Zitzen zween Knaben, nackt und halb erstarrt hiengen, und die Milch des Thieres sogen. — Faustulus erkannte an ihnen Sylviens Zwillinge. Der Sturm hatte sie an's Ufer geworfen. Die Hand der Allmacht erhielt sie. — Freundlich und schmeichelnd näherte sich der Hirte der Wölfinn. „Du bist Thier, und handelst menschlich; du sollst mich nicht beschämen!“ Mit diesen Gedanken trat er zu dem säugenden Thiere, das in diesem Augenblicke alle Wildheit abgelegt

zu haben schien; nahm die Kinder in seinen Arm, bedeckte sie mit seinem Mantel, und eilte aus der Höhle hinweg. Die Wölfinn folgte ihm nach. Bald hatte der Eilende seine Wohnung erreicht. Akka Laurentia, seine Gattinn, empfieng ihn liebreich an der Hausthüre. Die Wölfinn stand an seiner Seite.

Akka Laurentia. Willkommen, Faustulus! Was bringst du mir unter dem Mantel? Und diese Wölfinn, — ist sie doch so kirre, wie unser Hofhund.

Faustulus. Laß' uns eben so handeln, wie dieses Thier gehandelt hat, theures Weib, und die Unsterblichen werden uns segnen! — Da, nimm diese Knaben; die Wölfinn hier war ihnen Mutter, mit ihrer Milch tränkte sie beyde.

Akka Laurentia. Bey den Göttern, es sind Sylviens Zwillinge, Romulus und Remus. Noch wenige Tage vor ihrer Ersäufung sah ich sie.

Faustulus. Welche die Götter verhüteten! — Die Knaben sind wunderbar erhalten worden; wir haben keine Kinder; laß' uns ihnen Eltern seyn. — Laurentia, bist du's zufrieden?

Akka Laurentia. Von ganzem Herzen, mein guter Faustulus! — Sieh doch,

welche kennbare Züge von ihrer unglücklichen Mutter! Diese Wölbung der Stirne, diese sanfte Rundung des Mundes, — besonders dieser Romulus, ganz das Bild der holden Königstochter! — — Kommt, Kinder, von nun an bin ich eure Mutter; will euch pflegen und warten, als wär't ihr Kinder meines Herzens.

Faustulus. Herrliches, vortreffliches Weib, ich muß dich vor Freuden küssen! — Die Kinder sollen uns unsere alten Tage versüssen, sollen die Stützen unsers Alters seyn! Doch liebe Laurentia, verschweigen müssen wir ihre Namen, verschweigen, wo und wie wir sie fanden. Erführ es der Tyrann, es ist um die Kinder, es ist um uns geschehen! —

Akka Laurentia. Eh' verräth es diese Wölfinn, als ich!

Faustulus. Wohl, daß du mich an das gute Thier erinnerst; bald hätt' ich seiner vergessen. Es soll bey uns bleiben, wenn es will, und es gut haben.

Auch blieb wirklich die Wölfinn, so lang' sie lebte in dem Hause des Faustulus. Sie war die beständige Wächterinn ihrer Milchbrüder. Sie schlief an dem Bette, worinn diese schliefen; sie leckte sie mit ihrer Zunge, wann sie im Grase spielten; sie

legte sich vor sie hin, wann ein unsanfter Wind sie anwehte; sie ergrimmte, wann ein Fremder den Kindern sich nahte.

Zusehends nahmen Romulus und Remus an Kräften und Größe zu. Ihre Gesundheit war die beste, ihre Körper stark und schön. Ihre Pflegeeltern galten ihnen als Vater und Mutter. Unbekannt mit ihrem Ursprunge, hegten sie keinen andern Wunsch, als denen zu gefallen, die sie erzogen hatten. Sie arbeiteten mit Faustulus auf dem Felde, weideten die Heerden, jagten wilde Thiere, und halfen Laurentien in ihren Hausgeschäften. Sanft war ihr Herz, voll Gefühl und Empfindung, hell ihr Verstand, reich an Kenntnissen des Standes, in welchem sie lebten. Sie kannten die Kräfte der Pflanzen in Hinsicht auf Gesundheit und häusliche Benutzung; sie wußten das Feld zu bauen, und im Garten Gewächse zu ziehen. Sie besaßen ein lebendiges Gefühl des Schönen, Wahren und Guten, entschieden richtig über Recht und Unrecht, und giengen immer nur gerade Wege. Viel Freude hatte Faustulus an den Jünglingen, großes Vergnügen machten sie Laurentien. Eine erhabene, edle Seele blickte aus allen ihren Handlungen, und wahrer männlicher Muth wohnte

in ihrer Brust. Die Jugend der Nachbarschaft gieng gerne mit ihnen um; selbst die Alten mengten sich in ihre Gesellschaft. Man liebte sie allgemein.

Romulus. Aber, lieber Bruder, da man uns so wohl will, da man uns so allgemein mit Liebe begegnet, sollten wir uns nicht dieser Liebe würdiger zu machen suchen?

Remus. Sage, wodurch, und du sollst mich keiner Fahrläßigkeit beschuldigen, Bruder!

Romulus. Ich meinte so durch irgend eine That, die der Gemeine nützte. —

Remus. Was können Hirten für Thaten üben?

Romulus. Ich dächte, sie könnten gegen die Räuber ziehen, die uns hier so oft beunruhigen und schaden.

Remus. Ein Gedanke, Bruder, den ich schon oft dachte. Ich bin dabey.

Romulus. Zehn wackere Jünglinge haben mir bereits das Wort gegeben. Ich winke nur, und sie sind bereit.

Remus. Eben so viele folgen meinem Rufe. Wo ziehen wir hin?

Romulus. Wir reinigen zuerst jenen Wald dort. Ist eine That gethan, dann folgen ihr mehrere!

Remus. Ich hole meine Waffen, und meinen Anhang.

Romulus. Laß' das, bis wir die Einwilligung unserer Eltern haben. — Sieh, da kommen sie eben.

Remus. Ich eile ihnen entgegen.

Faustulus. Warum in diesem Hast, guter Jüngling?

Laurentia. Etwa ein Unglück?

Remus. Nicht doch, liebe Mutter.

Romulus. Gelt, Mutter, wenn wir etwas Gutes thun wollten, du würdest uns nicht abhalten, es zu thun? Auch du nicht, Vater?

Faustulus. Könnten wir, wir würden euch verhülflich dazu seyn.

Remus. O, so ist unser Wunsch erreicht!

Romulus. Die Räuber bringen uns großen Schaden, eh's Jahr verläuft, nicht wahr Vater?

Faustulus. Leider, mein Sohn.

Romulus. Und rauben ist doch Unrecht?

Faustulus. Großes, strafbares Unrecht!

Romulus. Laß' uns die Räuber strafen, laß' uns gegen sie hinziehen, ihre Höhlen ausspüren, die Wälder unserer Ge-

genb reinigen! Zwanzig Jünglinge, die alle so denken, wie Bruder und ich, vereinigen sich mit uns, und ich hoffe, wir siegen. Die Götter sind ja auf der Seite des Gerechten.

Faustulus. Wenn der Gerechte klug, vorsichtig, nicht tollkühn ist.

Remus. Wir haben mit wilden reissenden Thieren gekämpft, und keines läßt sich mehr in unsern Fluren sehen. — Die Räuber sind feig.

Laurentia. Söhne, bedenket die Gefahr —

Romulus. Wir bieten ihr Trotz — und sie weicht.

Faustulus. Seit wie lange habt ihr diesen kühnen Entschluß gefaßt?

Romulus. Der Gedanke selbst zählt Jahre, der Entschluß ihn auszuführen wenige Augenblicke.

Faustulus. Was hat den Gedanken veranlaßt?

Remus. Das Gefühl des Unrechts, welches die Einwohner dieser Gegend leiden.

Romulus. Und das Gefühl der Pflicht, denen dankbar uns zu erweisen, die uns wohlthun und lieben, gebahr den Entschluß. — Vater, ich bitte dich, hindere

deine Söhne nicht an der Ausführung desselben.

Faustulus. Ihr wollt durchaus?

Remus. Wir bitten dich, laß'uns den Willen.

Faustulus. Gehet nach der Hütte; Laurentia und ich werden euch bald folgen.

Romulus. Wir sehen euch mit Ungeduld entgegen. — Komm', Bruder. (sie gehen nach der Hütte.)

Faustulus. Was sagst du zu dem Entschluße der Jünglinge, Laurentia?

Laurentia. Er verräth Muth und Entschlossenheit.

Faustulus. Es entwickeln sich nicht gemeine Fähigkeiten und Neigungen in ihren Seelen. Ich dächte, wir ließen die Kinder, die nun schon die Jahre der Kraft erreichen, gegen die Räuber ziehen. Ihr Muth darf nicht niedergedrückt werden. Das Vaterland wird seiner benöthigen. Diesem, nicht uns gehören sie an.

Laurentia. Ich kann dir nicht widersprechen, Faustulus; ich fühle, du hast recht; aber mein Herz! — Ich liebe Romulus und Remus.

Faustulus. Namen, Laurentia, die wir ihnen nun bald entdecken müssen. Die

Zeit

Zeit ist da, wo sie mit ihrem Ursprunge, mit ihren Rechten bekannt werden sollen. Kommen sie als Sieger von dem Zuge gegen die Räuberhorde zurück, — und dessen bin ich gewiß, — so sollen sie alles erfahren; sollen dann gegen einen größern Räuber auftreten, und Alba's Thron seinem rechtmäßigen Besitzer wieder geben.

Laurentia. Die wunderbare Erhaltung der Jünglinge zeigt nicht undeutlich, daß dieß ihre Bestimmung ist. — Handle, wie du es für gut findest, Faustulus, mein Wille ist der deinige.

Faustulus. Komm', Laurentia, und laß' uns unsere Einwilligung zum Feldzuge den jungen Helden geben.

Unbeschreiblich ist die Freude, die beyden Brüdern die Einwilligung ihrer Pflegeeltern machte. Der Gedanke, sich durch eine That von Bedeutung um die Gemeine, in welcher sie lebten, Verdienste zu sammeln, die Begierde, das Laster zu strafen, und seinen unseligen Wirkungen zu steuern, dieß waren zwo mächtige Triebfedern für Romulus und Remus. Binnen wenigen Tagen hatten sie nicht zwanzig, sie hatten an die hundert der tapfersten jungen Leute geworben, die bereit waren, Blut und Leben für sie hinzugeben.

Mit Schwertern, Spießen, Pfeilen und Schleudern bewaffnet, zog das kleine aber tapfere Heer aus. Romulus und Remus führten es an. Ein Theil besetzte die Ausgänge des Waldes; der andere vertheilte sich im Walde selbst. Romulus steckte einige harzigte Bäume in Brand, und bald brannte es lichterloh um die Höhlen der Räuber. Auf ein Zeichen des Remus erhob die zerstreute Mannschaft ein starkes Geschrey, das der Wiederhall verdoppelte. — Die Räuber, die sich keines Ueberfalls versehen hatten, und unbesorgt in ihren Höhlen schwelgten, vermutheten nichts anderes, als daß ein mächtiges Heer gekommen wäre, sie zu vertilgen. Verzweiflungsvoll stürzten sie aus ihrer Kluft hervor, fest entschlossen, jeden zu morden, der sich ihnen nahen würde. Doch die Flammen, die sich bereits durch einen großen Theil des Waldes verbreitet hatten, spotteten ihres blutigen Entschlusses, und zwangen sie — zu fliehen. Eine beträchtliche Anzahl erstickte im Rauche, eine noch beträchtlichere wurde an den Ausgängen des Waldes niedergemacht.

Mit reicher Beute beladen kehrten die Sieger zu den Ihrigen zurück. — Bald verbreitete der Ruf die Tapferkeit der Hirten weit und breit umher. Sie wurden

fürchterlich jedem Gauner, und verehrungswürdig in den Augen jedes Redlichen.

Romulus und Remus besaßen das allgemeine Zutrauen. Man betrachtete sie als Beschützer der Gemeine. Man zog sie zu allen Berathschlagungen. Man übertrug an sie das Richteramt, und fügte sich unbedingt ihrem Ausspruche.

Faustulus, der mit jedem Tage neue Geistesvollkommenheiten an den Jünglingen entdeckte, wollte nun nicht länger säumen, ihnen einen ausgedehntern Wirkungskreis zu öffnen. — In Gegenwart der Aeltesten aus der Gemeine machte er sie mit ihrer Herkunft, mit ihren wahren Namen, Rechten und Ansprüchen bekannt. Erzählte ihnen die Geschichte ihrer Rettung, schilderte ihnen die Grausamkeit des Amulius, und foderte sie auf als Rächer des Lasters aufzutreten, und für sich, für Numitor, für das Vaterland zu wirken.

„Königliches Blut wallt in euren Adern, sprach er, Sylviens hoher Geist belebt euch, der Schatten der Mutter harret der Söhne, daß sie kommen und ahnden die Schandthaten, durch welche sich ein Amulius auf den Thron von Alba schwang. — Fort, Jünglinge! Noch lebt Numitor, der unglückliche Greis, lebt im Staube und

seufzet unter dem Drucke seines unnatürlichen Bruders; er ist euer Vater, denn Sylvia ist seine Tochter. Gehet, und gebt ihm die Krone, die sein ist! — Zeigt euch dem Volke, nennet die Namen Romulus und Remus, und erfüllet den Willen der unsterblichen Götter, die euch zu Rächern bestimmten."

Romulus und Remus eilten nach der Hauptstadt des Königreichs. Eine große Anzahl der bravsten Jünglinge begleitete sie; selbst Männer zogen mit ihnen. Kaum nannten sie ihre Namen den Bürgern, so erkannten diese auch schon an ihnen die auffallendste Aehnlichkeit mit Rhea Sylvia. Alles hing ihnen an; alles ergrimmte gegen Amulius. Man belagerte seine Feste, man erstieg sie mit Sturm, zerstreute seine Wachen, nahm ihn gefangen und tödtete ihn. Numitor, der seit zwey und vierzig Jahren abgesetzt war, ward auf den Thron erhoben, und empfing aus den Händen seiner Enkel die Krone wieder, die ihm ein Räuber und Mörder entrissen hatte.

Groß war die Verpflichtung des königlichen Greises gegen die Jünglinge. Allgemein drang das Volk darauf, daß sie auf eine glänzende Art belohnt werden sollten.

Numitor stellte ihnen frey, zu fordern, was sie wünschten.

„Laß uns auf jenen Hügeln, wo wir noch vor kurzem als Hirten lebten, eine Stadt erbauen." Dieß war der Wunsch der Enkel Numitors.

Freudig willigte der König ein, wies ihnen Ländereyen an, und ertheilte seinen Unterthanen die Erlaubniß, daß jeder, der Lust dazu hätte, sich in dieser neuen Stadt häuslich niederlassen könne.

Bald hatte sich eine ansehnliche Anzahl Volks aus allen Ständen gesammelt. Man fand sich auf den Hügeln der Hirten ein, um den Anfang mit dem Baue zu machen. Doch uneins waren Romulus und Remus, auf welchem dieser Hügel die Stadt angelegt werden sollte. Numitor gab hier den Rath, sich des Fluges der Vögel als einer Vorbedeutung zu bedienen, so daß dem, dessen Vorbedeutung am günstigsten ausfiele, das Recht zustehen sollte, den Ort zu bestimmen. Beyde Jünglinge nahmen ihren Standort auf verschiedenen Hügeln. Remus war der erste, um dessen Haupt sechs Geyer flatterten; dem Romulus erschienen noch einmal so viel; jener erhielt also die erste, dieser die vollkommenste Vorbedeutung. Dieß veranlaßte einen Streit

unter den Brüdern, deren jeder seinen Anhang hatte. Es kam zu einem Treffen; aber unglücklich fiel dieses für Remus aus; der Jüngling ward getödtet.

Romulus, nun der einzige Befehlshaber, und achtzehn Jahre alt, legte also den Grund zu einer Stadt, die einst der Welt Gesetze geben sollte. Sie wurde Rom, nach dem Namen ihres Stifters, genannt, und auf dem palatinischen Hügel, wo dieser die glückliche Vorbedeutung bekommen hatte, erbauet.

Aus Dankbarkeit wählte das Volk Romulus zum Könige. Er wurde dadurch der oberste Vorsteher der Religion und des Gottesdienstes, die höchste obrigkeitliche Person und der erste Feldherr. Außer einer beständigen Wache, die seine Person begleitete, gab man ihm noch zwölf Männer zu, die, wo er gieng, mit Beilen, welche in einem Steckenbündel zusammen gebunden waren, bewaffnet, vor ihm hergehen mußten, theils seine Befehle zu vollziehen, theils seinen neuen Unterthanen seine Macht fühlbar zu machen. — Er regierte mit allgemeiner Zufriedenheit. Seine Gesetze zeugten von großer Weisheit des Gesetzgebers. Romulus Gerechtigkeitspflege ward allenthalben gepriesen und bewundert. Die Ein-

wohner der neuen Stadt vermehrten sich täglich; sie gewann zusehends an innerer Stärke, und nichts schien ihr zu fehlen, als Weiber, um ihre Dauer zu sichern.

Romulus fühlte die Stärke dieses Bedürfnisses ganz; denn nur aus Männern bestand seine Kolonie. Ihnen die Töchter der benachbarten Sabiner zu Gattinnen zu geben, war sein Wunsch. Durch eine glänzende Gesandtschaft lud er sie zu dieser Verbindung ein. Doch die Sabiner, damals die kriegerischeste Nation Italiens, verwarfen mit Verachtung und Spott den Antrag der Gesandten. „Hat Romulus flüchtigen Sklaven eine Zuflucht eröffnet, warum leget er auch nicht eine für irrende Dirnen an?" Dieß war die Antwort, die man an Romulus brachte. Gereizt durch diesen beleidigenden Spott, beschloß er, das mit Gewalt zu nehmen, was einer friedlichen Unterhandlung war versagt worden. In dieser Absicht kündigte er in allen nahen Städten ein Fest zu Ehren des Neptuns an. Die prächtigsten Anstalten wurden zur Feyer desselben in Rom getroffen. Man bauete Opferaltäre, und führte Amphitheater auf, wo sich Ringer, Kämpfer und Wettrenner dem Volke zeigen sollten. Rom wimmelte von Fremden. Die

Sabiner waren die ersten, die mit ihren Gattinnen und Töchtern sich als Zuschauer und Theilnehmer an den Vergnügungen eingefunden hatten. Was die damalige Verschönerungskunst vermochte, das war an den Schönen der Sabiner im vollsten Maaße verschwendet. Es schien, als hätten sie dadurch den Römern sagen wollen: „Seht, solche Weiber hättet ihr, wenn euch Sabinerinnen ihrer würdig gefunden hätten!"

Die Spiele begannen. Dort flogen leicht gekleidete Renner nach dem ausgesteckten Ziele, hier kämpften starke Jünglinge mit Muth und Tapferkeit, und geschickte Ringer bewiesen, was Gewandtheit des Leibes vermag. Rauschende Musik ertönte allenthalben, Freudengesänge erfüllten die Luft, die Altäre rauchten, und liebliche Gerüche stiegen empor.

Die Aufmerksamkeit aller Zuschauer war auf's höchste gespannt. Die Sabinerinnen schienen beynahe zu bedauern, daß diese schönen und gewandten Römer andern zu Theil werden sollten, und bemerkten nicht, daß schon ein großer Theil von ihnen geraubt war. Erst itzt, da man auch sie ergriff, wurden sie gewahr, daß man sie ins Netz gelockt hatte. Vergebens beklagten sich die Eltern über Verletzung der Gastfreund-

schaft, vergebens widersetzten sich die Mädchen selbst im Anfange den Zumuthungen ihrer Räuber; die Römer hatten einmal den Entschluß gefaßt, nur mit Sabinerinnen sich zu verbinden, und nichts war vermögend, sie an der Ausführung desselben zu hindern. Durch Liebkosungen wußten sie bald die geraubten Schönen wieder zu besänftigen, und so wurden die Verräther, welche Anfangs die Gegenstände ihres Abscheues waren, in kurzer Zeit die Gegenstände ihrer zärtlichsten Zuneigung.

Romulus triumphirte, während daß sich die beleidigten Sabiner zu einem fürchterlichen Kriege rüsteten, um das ihnen zugefügte Unrecht an den Römern zu rächen. Der Krieg brach wirklich aus. Viel hatte Rom gelitten, doch aber siegte Romulus zuletzt. Aber von jetzt an änderte sich der Charakter des Mannes. Seine Milde brach in Tyranney aus. Der Senat und das Volk fühlten das Joch zu sehr, in das er sie gespannt hatte. Romulus verschwand. Man gab vor, er sey in den Himmel aufgenommen worden, und verehrte nun denjenigen als einen Gott, den man vor kurzem unerträglich fand.

II.

Die Horatier und Kuriatier.

(Im Jahre der Stadt 82.)

Kaum hatte Tullus Hostilius die römische Königswürde aus den Händen des Senats empfangen, als er auch schon darauf dachte, durch kriegerische Unternehmungen und Eroberungen seinen Namen berühmt zu machen.

Die benachbarten Albaner schienen ihm gerade das Volk zu seyn, mit welchem er sich messen könnte. Er beleidigte sie, wo er konnte, um sie nur zur Gegenbeleidigung zu reizen, und eine Ursache zum Kriege zu erhalten. Seine Hirten fielen ungescheut in ihr Gebiet, und erlaubten sich die größten Ungerechtigkeiten in demselben. Die Albaner beschwerten sich hierüber. Tullus Hostilius hörte sie nicht. Die Hirten raubten und plünderten ungestört fort.

Gleiches mit Gleichem vergalten nun die Albaner. Römische Fluren verwüsteten Albanische Hirten, und die Gefilde Albaniens wurden von den Hirten Roms verödet. — Dies war der Anfang eines Krieges, der bald eine der fürchterlichsten Gestalten annahm. Zwo mächtige Armeen zogen gegen einander, jede fest entschlossen, entweder zu siegen oder zu sterben. Nur fünf kurze Meilen von Rom entfernt standen sie, und Tod und Verderben blitzten aus den Augen ihrer Anführer.

Schon wollte Tullus Hostilius das Zeichen zum Angriffe geben, als der erste Feldherr des Albanischen Heeres hervortrat, und das Wort nahm:

„König, sprach er, noch floß von keiner Seite Menschenblut, noch stehen sie da unverletzt die Männer alle, die einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, und durch die heiligen Bande des Blutes mit einander verbunden sind. Römer und Albaner sind Kinder eines Vaters; sollen sich diese Kinder unter einander würgen? Laß' uns unsern Zwist, König, durch einen Zweykampf entscheiden. Ich zweifle nicht, daß dein und mein Heer tapfere Männer genug zählen, die sich als Vorfechter ihrer Nation anbieten dürften. Ueberwinden die Kämpfer

Rom's jene von Alba, so unterwirft sich Alba dem Tullus Hostilius; begünstiget das Schicksal die Kämpfer meiner Nation, so ist Rom besiegt."

Vollkommen entsprach dieser Vorschlag dem heftigen Charakter des römischen Königs, und mit Freuden nahmen ihn seine Unterthanen auf, deren jeder mit der Hoffnung sich schmeichelte, daß ihn die Wahl zum Vorfechter seines Volkes, zum Kämpfer für die Sache seines Vaterlandes bestimmen würde. — Jede Armee besaß drey Zwillingsbrüder; die Römischen hießen Horatier, und Kuriatier die Albanischen. Alle waren als Männer voll Muth, Stärke, Lebhaftigkeit und Vaterlandsliebe bekannt. Die Wahl fiel auf sie. Beyde Nationen legten ihr Wohl in die Hände dieser wackern Krieger.

Wechselseitig wurde nun der feyerliche Eid geschworen, daß die Nation der überwundenen Kämpfer der siegenden unterworfen seyn sollte; wechselseitig opferte man den Göttern, und flehte sie um Beystand an.

Unter dem Schalle der Hörner und Pauken, unter lautem Zurufen, Ermunterungen und Gebeten ihrer Mitbürger wurden jetzt die braven Jünglinge gegen einander geführt. Tullus Hostilius selbst stellte den Sieg-

nen die Größe und Wichtigkeit dessen vor, was nun durch sie entschieden werden sollte, erinnerte sie an den Glanz ihrer vorigen Thaten, und an das große Vertrauen, welches die Nation auf ihre Tapferkeit setzet. „Eure Väter, eure Mitbürger, ja die Götter selbst sind Zeugen eures Verhaltens! Auf euch kommt es an, die Freyheit und Ehre Roms zu erhalten; die Sache des Vaterlandes ist eurem Muthe, eurer Tapferkeit anvertraut, und unaussprechlich groß sind die Verdienste, die ihr euch nun sammeln könnt. Die Gegenwart verspricht euch des Lohns Fülle, und die Zukunft wird mit Ehrfurcht eure Namen nennen.“ So sprach Hostilius, und das Blut glühte in den Adern der Horatier. — Ein gleiches geschah auf der Seite der Albaner; und nicht weniger begierig nach dem Kampfe waren die Kuriatier.

Nach einer tiefen Pause wurde das Zeichen zum Angriffe gegeben. Ganz von dem hohen Werthe des Unternehmens entflammt, fielen die Jünglinge wie Löwen einander an. Unbekümmert um seine eigene Erhaltung, war jetzt nur jeder auf den Tod seines Gegners bedacht. Eine furchtbare Stille herrschte unter Tausenden von Zuschauern. Schwerter und Schilde stießen klirrend zusammen.

Der Kämpfer keiner wich. Bey jedem Hiebe zitterten die zusehenden Römer und Albaner, und wünschten die Gefahr ihrer Mitbürger theilen zu dürfen. Ein neuer Angriff erfolgte. Wüthend stürzten die Fechter auf einander; ihre Waffen schienen zusammen zu schmelzen; Schwert auf Schwert, Schild auf Schild, jetzt im Staube die Horatier, jetzt wieder die Kuriatier zur Erde gebeugt. — Lange war der Sieg zweifelhaft. Ein dritter Angriff, noch ungleich stärker als beyde ersten, und blutig. Zween Horatier fielen, Tod war ihr Loos; der dritte floh. Die Kuriatier verfolgten ihn. „Sieg! Sieg!" schrieen die Albaner. „Fluch dem Fliehenden! Schande dem Feigen!" ertönte es bey den Römern. — Doch der Fliehende war nicht feige; mitten in seinem Laufe stand er. Seine Flucht war List, um seine Gegner zu trennen, denen zusammen er unmöglich widerstehen konnte. Jetzt stand er, und wandte sich zu dem, der ihn zunächst verfolgte; todt lag dieser zu seinen Füssen. Mit gestrecktem Arm erwartete er den zur Hülfe herbeyeilenden Bruder des Erschlagenen; ein Hieb, und er schwamm in seinem Blute; und so blieb nur noch der dritte Kuriatier übrig, der ganz abgemattet und durch

Wunden entkräftet sehr leicht von dem Ueberwinder seiner Brüder besiegt wurde.

Ein so großer und von so wichtigen Folgen begleiteter Sieg verdiente ohne Zweifel alle die Ehre, die der Staat nur irgend einem seiner größten Feldherren ertheilen konnte.

Triumphirend kehrte der Horatier vom Schlachtfelde zurück. Man schmückte ihn mit Lorberkränzen. Tausend Stimmen priesen seine Tapferkeit. In die Annalen Roms ward sein Name eingetragen.

Aber eben die Hand, die am Morgen für die Erhaltung ihres Vaterlandes kämpfte, den Römern die Oberherrschaft über Albanien erfochte, eben diese Hand mußte sich am Abende mit dem Blute einer Schwester beflecken.

Der letzte der getödteten Kuriatier war der Geliebte des Mädchens. Die Nachricht von seinem Falle hatte ihr Herz zerrissen. In Thränen zerfliessend fand sie Horatius bey seiner Rückkehr.

Horatius. Was sollen diese Thränen, Mädchen, bey der allgemeinen Freude?

Horatia. Wo sind deine Brüder, Horatius?

Horatius. Sie bluteten für's Vaterland, starben den Tod der Pflicht und Ehre.

Horatia. O, mein armes Herz!

Horatius. Es ist billig, Schwester, daß du ihrem Andenken eine Thräne weihst; doch indem das eine Auge weint, muß sich das andere freuen; Rom hat über Albanien gesiegt; das Blut unserer Brüder erkaufte ihm die Oberherrschaft über Alba. — Du hättest zugegen seyn sollen, um Zeuginn ihrer Tapferkeit, ihres Muthes zu seyn! Wie sie fochten die braven Brüder! Jeden Hieb der Kuriatier erwiederten sie mit zween, jeden Schwertstreich gaben sie gedoppelt zurück; selbst im Tode verwundeten sie noch zween ihrer Feinde.

Horatia. Und die Kuriatier?

Horatius. Durchbohrte dieses Schwert.

Horatia. Weh mir! Weh mir Unglücklichen!

Horatius. Schwester, was ist dir? Todesblässe überzieht dein Gesicht, du zitterst und bebest —

Horatia. Also todt, starr liegen sie da, die edlen Jünglinge, todt und starr der Geliebte meines Herzens? — Bey den unsterblichen Göttern, Bruder, ihr Blut schreyt Rache über dich!

Horatius. Meine Brüder fielen für Rom, für Alba bluteten die Kuriatier —

Horatia. Ha, nenne diesen Namen nicht!

Horatius. Ihr Name bleibt ewig verehrungswürdig. Für die Sache ihres Vaterlandes stritten sie wie Männer. Mit Wunden beladen, trugen sie ihre Waffen mit eben dem Muthe, als bey unverletztem Körper. Ermattet und blutend wollte noch der letzte den Tod seiner Brüder rächen.

Horatia. Und den erschlugst du!

Horatius. Er stürzte unter dem Drucke meines Schildes zur Erde; niederstürzend hieb er noch um sich, raffte sich auf, aber im selbigen Augenblicke durchstieß mein Schwert seine Brust.

Horatia. Hinweg, Mörder, von meiner Seite! Deine Hände dampfen vom Blute des Getödteten. Ja, wisse es, eben dieser Kuriatier, den du mordetest, war mein Geliebter. — Ermattet und blutend, sagst du, fiel er unter dem Drucke deines Schildes nieder, und du konntest noch so grausam seyn, seine Brust durchzubohren? Was konnte dir der Ermattete und Blutende schaden? Warst du nicht Sieger schon? — Hinweg, Mörder! — Dein Anblick erweckt Grauen und Entsetzen in mir!

Horatius. Schwester, bedenke was du sprichst!

Horatia. Was hab' ich zu bedenken, wenn der Geliebte dahin ist? Für mich ist die Welt todt, Rom eckelt mich an. — Fort! Fort von hier, wo Todtengeruch duftet, wo Mörder umher schleichen!

Horatius. Du bist keine Römerinn, unwerth die Schwester eines Horatiers zu seyn!

Horatia. Ich hasse Rom, ich habe keinen Bruder! Am Grabe des Kuriatiers will ich dir fluchen — und sterben.

Horatius. Bey den Göttern! Dein Fuß soll die Stelle nicht betreten, wo ein Kuriatier blutete.

Horatia. Wer kann mich halten? —

Horatius. Ich.

Horatia. Morden kannst du, aber dem liebenden Herzen nicht befehlen.

Horatius. Doch dieses Schwert mit deinem Blute färben! — Stirb! unedle Römerinn!

Horatia. Dank dir, Bruder, du vermählst uns.

Diese übereilte That des Horatius mißfiel dem Senate sehr. Die ordentliche

Obrigkeit verdammte den Sieger zum Tode. Horatius berief sich auf den Ausspruch des ganzen Volks, und dieses sprach ihn frey.

Die Körper der getödteten Kuriatier wurden mit Pracht und Pomp zur Erde bestattet. Alles bedauerte die tapfern Jünglinge. Ihre Verwandten beweinten sie. Noch lebte ihre Mutter, eine Matrone voll Würde. Man hatte ihr den Tod ihrer Söhne verschwiegen; man besorgte, die Nachricht könnte ihrem Leben gefährlich seyn. Doch da man nun allgemein von dem Falle der Jünglinge sprach, da man sich von dem Kampfe allenthalben erzählte, und alle dabey vorgefallenen Bewegungen lebhaft schilderte, fanden es ihre Freunde für gut, die Mutter auf eine minder überraschende Art von dem Verluste der Kuriatier zu unterrichten.

„Und sie fochten, wie es Männern ziemt?"

„Ihre Tapferkeit gehet über alle Beschreibung. Albanien sah noch kein ähnlich Beyspiel."

„Blutend, sagt ihr, fiel der erste?"

„Er war stark verwundet, auch der

zweyte und dritte waren es nicht weniger, und doch — ergaben sie sich nicht!"

„Sie wären meine Söhne nicht! — Freunde, ihr Tod betrübt mich nicht; sie starben für's Vaterland, und dazu hab' ich sie gebohren!"

III.

Tanaquil, Gemahlinn des Lucius Tarquinius Priskus.

(Im Jahre der Stadt 138—176.)

Tanaquil. Ja, Lucius, jetzt oder niemals! Kronen findet man nicht alle Tage. Versäume keinen Augenblick!

Lucius Tarquinius. Hat Ankus Marius nicht Söhne? Haben diese nicht die ersten und giltigsten Ansprüche auf das Diadem Roms?

Tanaquil. In den Büchern des Schicksals stehet nach Ankus Marius der Name Lucius Tarquinius Priskus! Welcher Sterbliche kann sich dem Schicksal widersetzen?

Lucius Tarquinius. Die Sprache des Schicksals ist zweydeutig.

Tanaquil. Unzweydeutig spricht das deinige. Erinnere dich des Adlers, der, als wir uns den Thoren Roms zum erstenmale nahten, sich majestätisch aus den Wolken herabließ, dir den Hut vom Kopfe nahm, bald vor, bald zur Seite, bald hinter unserm Wagen flog, und dir ihn endlich wieder aufsetzte, und antworte mir, ob dieß nicht eine deutliche Vorbedeutung war, daß du einst die Krone Roms tragen solltest? — Oder will der zum Herrschen bestimmte Lucius freywillig dieser Bestimmung entsagen, und wieder rückkehren in den Staub, in welchem er als Lukumon, als der Sohn eines korinthischen Kaufmanns kroch? Bey den Göttern, Tarquinius, wenn dieß dein Wille ist, ha! so zittere vor Tanaquil! Eben das Weib, das dich jetzt so ausserordentlich liebt, hasset dich dann in eben diesem Grade, und Weiberhaß, Lucius ist gefährlich! — Auf, Mann, und ziere dein Haupt mit dem Diademe Roms! Tanaquil will an der Seite eines Königs ruhen, und was eine Tanaquil wünscht, darf nicht unbefriedigt bleiben! — Du bist Mitglied des Senats, Vormund der Söhne Ankus, Besitzer unermeßlicher Schätze, das Volk liebt dich, — und dir

sollte es schwer werden, eine Krone zu erlangen?

Lucius Tarquinius. Sey ruhig, Tanaquil!

Tanaquil. Nicht eher, als bis man dich König begrüßt. — Schlafe oder wache. Tanaquil stehet dir zur Seite, und ruft dir zu: „Auf, Mann, zur Krone!" Morgen, Lucius, ist der entscheidende Tag, morgen wählet man den König; weh' dir, wenn man nicht Tarquinius wählet! Noch heute müssen die Söhne Ankus aus der Stadt; am Tage der Wahl sind die Knaben überflüssig inner den Mauern Roms. Der Vormund hat seinen Mündeln zu gebiethen.

Lucius Tarquinius befolgte genau, was die ehrgeizige Tanaquil ihn thun hieß. Die beyden Söhne des verstorbenen Ankus wurden aus der Stadt geschafft, er selbst bestieg die Rednerbühne, und stellte dem Volke vor, was er alles für Rom gethan, wie er alle seine Schätze zum Besten des Staats angeboten, wie er durch einen langen Aufenthalt unter den Römern eine genaue Kenntniß ihrer Verfassung sich erworben hätte, und wie sehr er es verdiente, zum Könige gewählt zu werden. — Das Volk, welches dem Redner in keinem

Stücke widersprechen konnte, erfüllte den Wunsch desselben, und erwählte ihn einstimmig zum Könige.

Tanaquil war beruhigt. Der Gedanke, daß sie die Gattinn eines Königs sey, war die Wonne ihres Lebens. Nach dem Beyspiele der Lydischen Könige, mußte sich nun auch Tarquinius bequemen, die äussern Zeichen der königlichen Würde anzunehmen. Tanaquil wollte es nicht anders, und wir kennen bereits die Macht ihres Willens über Tarquinius. Sie selbst setzte ihm die goldene Krone auf, aus ihren Händen empfieng er den Purpurmantel, von ihr unterstützt stieg er die Stufen des elfenbeinenen Thrones hinan, und von ihr erhielt er den Szepter, dessen Spitze ein goldener Adler zierte.

Diesem Vogel war die Königinn vorzüglich hold. Wo sie das Bild desselben anbringen konnte, da that sie es mit Freuden, und wer ihr einen lebendigen Adler zum Geschenke machte, konnte auf ihre Gnade rechnen. — Wir wissen, daß es ein Adler war, der ihr die erste Vorbedeutung zu der jetzigen Würde ihres Gemahls gab. — Auch unterhielt sie mehrere dieser Thiere in ihrem Pallaste, und beobachtete sorgfältig die Wendungen, die sie in ihrem Fluge

nahmen; denn geheime Wissenschaften, besonders aber das Studium der Auguren und die Kunst der Weissagung waren ihr Lieblingsfach von jeher gewesen. Accius Näv ius, einer der größten Auguren seiner Zeit, lebte an ihrem Hofe, und arbeitete gemeinschaftlich mit ihr, verborgene Dinge zu erfahren, und die Zukunft zu enthüllen. — Eben beschäftigte sich Tanaquil mit Näv ius, als einer ihrer Adler sich plötzlich gegen die Sonne erhob, und excentrische Kreise in der obern Region beschrieb. — Die ganze Seele des Augurs war mit dem Vogel aufgeflogen. Die Aufmerksamkeit der Königinn verfolgte ihn bis über die Wolken. Lange verweilte derselbe am Horizonte, sank jetzt, hob sich wieder, nahm bald eine gerade Richtung, bald verlor er sich in krummen Linien aus dem Gesichte.

„Sehr bedeutend sind diese Cirkel, nicht wahr, Augur?"

„Deine tiefe Einsicht, Königinn, entscheide hier selbst."

„Ich wünschte die Meynung des Näv ius zu hören."

„Opfere den Göttern, Königinn; deine Tochter reifet zur königlichen Braut."

„Wer bewohnt das Haus dort, auf dessen Dach sich so eben der Adler niederließ?

„Die Wittwe eines Mannes, der bey Corniculum blieb, als Tarquinius diese Stadt belagerte.

„Man bringe die Wittwe nach dem Pallaste."

„Gedulde dich Königinn; alsbald der Adler vom Dache sich hebt, hat die Wittwe der Welt einen Knaben gegeben."

„Tanaquil eilte bey diesen Worten des Augurs nach dem Hause der Wittwe. Noch hatte sie nicht geboh en, aber noch hatte auch der Adler das Dach des Hauses nicht verlassen. Unter den Augen der Königinn ward sie von einem Knaben entbunden. — Tanaquil bemerkte, daß eine glänzende Flamme um den Kopf des Kindes spielte. Sie schloß hieraus auf die künftige Grösse desselben. Der Knabe ward von seiner Mutter genommen, Servius genannt, und am Hofe erzogen. Tanaquil bestimmte ihn zu ihrem Schwiegersohne.

Tarquinius verwaltete die Regierung mit vieler Billigkeit, ob er gleich durch List sich zum Regenten erhoben hatte. Die Königinn nahm großen Antheil daran. Ihre Stimme hatte Gewicht im Rathe. Die Künste, die sie trieb, verschafften ihr Zutrauen und Achtung, und die Auguren gaben sich alle Mühe, ihre Oberpriesterinn

in den Ruf eines geheimen Umgangs mit den Göttern zu setzen. Auf ihr Anrathen vermehrte Tarquinius den Senat mit hundert Mitgliedern, so daß jetzt derselbe aus dreyhundert Personen bestand. Die Zahl der vestalischen Jungfrauen stieg von vier zu sieben, und Tanaquil war es, die in den Sternen las, daß den Römern ein Amphitheater nöthig wäre, so wie sie dazu beytrug, daß Rom stärkere und breitere Mauern erhielt, das Forum mit bedeckten Gängen verschönert, der erste Grund zum Kapitol gelegt, und unterirdische Kanäle, deren einige noch bis jetzt die Bewunderung der Fremden sind, erbauet wurden.

Mit diesen gemeinnützigen Anstalten wollte Tarquinius nun auch die verbinden, daß die Reuterey, die, nach Einrichtung des Romulus, noch immer nur drey Centurien zählte, verstärkt werden sollte. Tanaquil widerrieth es. Der König befragte den Nävius, und auch dieser versagte seinen Beyfall. Beyde beriefen sich auf ihre magischen Wissenschaften, und versicherten, daß die Götter diese Aenderung in der Verfassung des Stifters des Reichs nicht gestatten.

Der König, der seinen Lieblingsgedanken auf diese Art vereitelt sah, fand sich

sehr beleidigt, und beschloß, bey erster Gelegenheit, den widerspenstigen Augur lächerlich und verächtlich beym Volke zu machen; und so auch mittelbar an Tanaquil sich zu rächen. — Ein Augurium, das Näv ius auf Verlangen der römischen Bürger halten mußte, schien dem Könige diese Gelegenheit anzubiethen. Tarquinius erschien in der Versammlung, und machte an den Augur die Frage: ob er sich bey Ausführung eines gewissen Vorhabens, das er im Sinne hätte, einen glücklichen Erfolg versprechen könnte. Näv ius antwortete sehr zuversichtlich, daß der beßte Erfolg ihm bevorstünde. — Tarquinius zog einen Kieselstein und ein Scheermesser hervor, und sprach mit spöttischem Lächeln: „Ich will diesen Stein mit diesem Scheermesser zerschneiden; wird das schwache Werkzeug den harten Stein theilen?“ Der Augur wollte eben antworten, als Tanaquil laut ausrief: "Schneide, und der Stein theilet sich!„ Der König schnitt, und schnitt wirklich den Stein mitten von einander. —

Von dieser Zeit an unternahm Rom nichts, worüber es nicht bevor den Rath und die Bewilligung der Auguren eingeholt hatte. Nie versammelte sich das Volk, und nie gieng es auseinander, nie wurde eine

Armee angeworben, oder eine Schlacht gewagt, oder Friede geschlossen, ausser man befragte darum das Geschrey und den Flug der Vögel; die dann nie, wie man voraussetzen kann, einen andern Ausspruch thaten, als den die Auguren und mit ihnen Tanaquil billigten.

Doch so weise auch diese Königinn in den Augen des Volkes zu seyn schien, so ein großes Vertrauen sie sich auch zu erwerben gewußt, und mächtig ihren Einfluß auf die Gemüther der Unterthanen gemacht hatte, so konnte sie dennoch die heimliche Kabale der Söhne Ankus gegen Tarquinius nicht durchblicken und hindern. Hier verließ sie ihre gepriesene Weissagekunst, verliessen sie ihre Adler. Tarquinius wurde von zween Bösewichten, die im Solde der beyden Brüder standen, unversehens überfallen, und getödtet.

Ganz Rom war über diese That aufgebracht, alles eilte herbey, den Tod des Königs an seinen Mördern zu rächen.

Tanaquil, die den Servius zu ihrem Schwiegersohne bestimmt, und ihn zum Könige zu erheben beschlossen hatte, fand nun für räthlich, den Tod ihres Gemahls zu verheimlichen. Durch ein Fenster des Pallastes versicherte sie das Volk, der

König sey nicht getödtet, sondern nur durch den Schlag betäubt worden, und würde sich bald wieder erholen; indeß aber habe er die königliche Gewalt dem Servius Tullius anvertraut. Auch erschien dieser, als die Königinn geendigt hatte, mit allen Zeichen der königlichen Würde bekleidet, ausser dem Pallaste, gab einige Befehle, die zur öffentlichen Sicherheit gereichten, brachte die Vornehmen auf seine Seite, und bestieg, nachdem man den Tod des Tarquinius bekannt gemacht hatte, den Thron, bloß mit Bewilligung des Senats, ohne daß er sich bemühte, auch des Volkes Stimmen zu gewinnen.

Tanaquil hatte also auch die Erfüllung ihrer zwoten Vorbedeutung erlebt. Sie sah ihre Tochter als Königinn über Rom herrschen. — Ihr Tod folgte bald auf den Tod ihres Gemahls; sie starb im Rufe einer grossen Wissenschaft verborgener Dinge.

IV.

Lukretia.

(Im Jahre der Stadt 220—245.)

Sextus. Ardea ist eingeschlossen, nur wenige Tage noch, und Rom ist im Besitze der Stadt.

Kollatinus. Die Rutuler sind Männer; sie werden sich so leicht nicht ergeben.

Sextus. So wahr ich aus dem Geschlechte der Tarquinier bin, Ardea ist besiegt!

Kollatinus. Es lebe der König!

Flavius. Auch ich fülle meinen Becher; es lebe Lucius Tarquinius!

Sextus. Es leben die schönen Weiber Roms!

Kollatinus. Sie würden stolz darauf thun, wüßten sie, daß ein Königssohn ihre Gesundheit trinkt.

Sextus. Wenn ich nicht irre, Flavius, so hast du ja auch ein Weibchen zu Hause?

Flavius. Das untröstlich über meine lange Abwesenheit seyn wird.

Sextus. Glaubst du das? Freunde, laßt uns doch ein bischen lachen! — Schenket die Becher voll! — Die Götter mögen dich erleuchten, Flavius! Ha, ha, ha!

Sulpitius. Vergieb, Prinz; die Tugend unserer Weiber ist noch nicht verschwunden.

Sextus. Auch einer, der Glauben an die Weiber hat! Die Deinige ist gewiß ein Ausbund von Tugend?

Sulpitius. Meine Terentia versüsset mir das Leben.

Sextus. Und deine Göttinn, Quintius?

Quintius. Ist nur ein Erdenkind, aber sanft und gut wie der Göttinnen eine.

Sextus. Und was sagt Kollatinus?

Kollatinus. Daß ich nie seliger bin, als an der Seite meiner Lukretia.

Sextus. Seyd ihr doch alle bis über die Ohren verliebt! Jeder wähnt im Besitze eines Schatzes zu seyn, und jeder täuschet

sich.

sich. — Laßt die Becher herumgehen; Wein und Liebe wohnen gerne beyeinander. Ich wette, Freunde, wenn wir die Weiber überraschten, wir fänden sie nicht am Spinnrocken!

Flavius. Mitten unter Hausgeschäften meine Fulvia —

Sulpitius. Im trauten Cirkel ihrer Kleinen fänd' ich Terentien —

Kollatinus. Mit den Ihrigen beschäftigt wäre Lukretia —

Sextus. Sachte, sachte, ihr Helden! einer will ja dem andern vorspringen, und das thut nicht gut. Hört, ich will's euch besser sagen, was eure Frauen machen. Deine Fulvia, Flavius, tanzt heute wie eine kleine Bachantinn, und deine — wie heißt sie doch, Sulpitius, die Perle deiner ehelichen Krone?

Sulpitius. Terentia —

Sextus. Also Terentia gastmahlt mit den schönsten Jünglingen Roms, und deine Seligkeitsquelle, Kollatinus — auf Ehre, — sie lacht dich vorne und hinten aus. — Seht, dieß sind die Geschäfte eurer frommen Weiber. Kein Augur kann euch besser wahrsagen!

Kollatinus. Dem Sohne des Tarquinius beliebt es zu scherzen.

Sextus. Es ist mein voller Ernst. Ueberzeugt mich eines andern, wenn ihr könnt.

Sulpitius. Ich könnte dir Römerinnen nennen, die vor dem Richterstuhle der strengsten Sittenlehre bestehen würden.

Sextus. Verstellung, nichts als Verstellung, mein lieber Sulpitius! Die Weiber haben tausend Seiten, und so viel Klugheit, sich dem prüfenden Auge immer von der besten zu zeigen, und so viel Geschicklichkeit, daß sie selbst ihre Blössen und Schwächen, wenn man sie wirklich daran ertappt, augenblicklich in eine Vollkommenheit umzustalten wissen, die wir gutherzig genug sind, dafür anzunehmen und zu bewundern. Glaubt mir, ich rede aus Erfahrung.

Kollatinus. Die meine Lukretia zu Schanden machen würde.

Flavius. Deren Widerlegung du an meiner Fulvia findest.

Sextus. Wohlan, Freunde, ich will verloren haben, will mein Urtheil über das weibliche Geschlecht zurücknehmen, wenn ich euch nicht durch eure Frauen selbst von der Wahrheit meiner Behauptung überzeuge. Der Tag neiget sich, wir haben einen herrlichen Abend, geschwind zu Pferde; in ei-

nem Fluge sind wir in Rom, und überraschen die Schönen. — Trinkt, und laßt uns sehen, was die Weibleins machen.

Der Wein hatte die Gesellschaft erhitzt. Leichten Eingang fand der Vorschlag des Tarquiniers. Man trank noch einmal in die Runde, schwang sich auf die Pferde und ritt, daß die Pferde schnaubten und Kiesel Funken gaben.

Der erste Besuch galt der Gattinn des Flavius. Sie hatte große Gesellschaft bey sich. Es schien, als feyerte sie ein Fest der Ueppigkeit zu Ehren. — Sextus klatschte in die Hände.

Man verfügte sich zur Gemahlinn des Sulpitius. Sie war nicht zu Hause. Einige junge Römer hatten sie nach einer benachbarten Villa geladen. — Sextus brach in laute Freude aus, und konnte sich des Spottes nicht enthalten.

„Seht doch die Hausgeschäfte Fulviens! Freylich das Hausmütterchen hat vollauf zu thun; die Unterhaltung einer so glänzenden Gesellschaft ist keine Kleinigkeit. Mich deucht, Fulvia erzählte den Jünglingen, die wie Schmetterlinge bey unserm Eintritte um sie herumflatterten, wie zärtlich sie dich liebe, Flavius."

Flavius. Sie bequemt sich nach dem herrschenden Tone, ohne deßwegen weniger tugendhaft zu seyn.

Sextus. Du bist unverbesserlich! Und deine Terentia, Sulpitius? ich glaube sie hat ihre Kleinen auf der Villa. Ganz gewiß, die sorgfältige Mutter ist dort bey ihren Kindern!

Sulpitius. Spotte wie du willst! Terentia handelt nach Grundsätzen, und bleibt auch auf der Villa eine edle Römerinn.

Sextus. Viel Glück dazu, mein Sulpitius! Doch was mag wohl das Täubchen Lukretia machen. Kollatinus führe mich zu ihr.

Kollatinus. Mit Freuden.

Sulpitius und Flavius, die heimlich ihren Gattinnen grollten, und den beissenden Spott des Sextus nicht anhören wollten, entfernten sich. Kollatinus eilte mit Sextus zu Lukretien. Mitten unter ihren Mägden saß die edle Römerinn, und theilte freundlich jeder derselben ihre Arbeit zu. Als sie Kollatinus erblickte, flog sie in seine Arme. Ihre Lippen weilten auf den seinigen. Unbeschreiblich war ihre Freude bey dem Anblicke des Gemahls. Kollatinus stellte ihr den Sohn des Königs vor. Sie empfieng

ihn mit Anstand, und verrieth so viel liebenswürdige Eigenschaften, daß Sextus ihr seine Bewunderung nicht versagen konnte.

Kollatinus. Wir haben dich überrascht, meine Theure.

Lukretia. Ein Vergnügen, das man nicht erwartet, ist um so schätzbarer; es ist inniger und stärker.

Sextus. Ich wundere mich sehr, daß die liebenswürdige Gattinn eines Kollatinus sich mit häuslichen Arbeiten zu einer Zeit beschäftigt, wo halb Rom im Vergnügen schwimmt.

Lukretia. Die Vergnügungen Roms sind nicht immer die meinigen, Sohn des Tarquinius; am allerwenigsten dann, wann mir das traurige Loos fällt, entfernt von meinem Gemahle zu leben.

Sextus. Aber so jung, so reizend, so anbethungswürdig wie eine Lukretia, würde sich keine Römerinn den Augen der Welt entziehen.

Lukretia. Die reizenden, die anbethungswürdigen Römerinnen mögen ihre Reize zur Schau ausstellen, mögen sich anbethen lassen; eine Lukretia, die diese Eigenschaften nicht hat, auch nicht achtet, folgt ihrem Geschmacke.

Sextus. Den ich vortrefflich finde, unvergleichliche Lukretia!

Lukretia. Und der doch so ganz einfach, so ganz ungesucht ist.

Noch länger würde sich Sextus mit Lukretien unterhalten und ihre Vorzüge auszuspähen gesucht haben, wenn ihn Kollatinus nicht an Dienstpflicht erinnert hätte. Nur schwer verließ er die wirklich reizende Römerinn. Mit der Versicherung, daß er bald wieder kommen würde, um ihrer Tugend den gebührenden Zoll der Achtung zu bringen, schied er von ihr. Kollatinus umarmte seine Gattin, und beyde eilten dem Lager bey Ardea zu.

Sextus sprach wenig; Herz und Seele hatte er bey Lukretien zurückgelassen. — Der Mann, der noch vor kurzem das Getümmel besonders liebte, in allen aufgeweckten Gesellschaften den Ton angab, und rauschenden Vergnügungen nachgieng, eben der Mann wählte nun mit einemmale die Einsamkeit zu seiner Freundinn. Aber, leider, war sie nicht für ihn die Gebährerinn edler Gesinnungen und erhabener Entschlüsse; sondern die Nährmutter einer der verdammlichsten Leidenschaften. Sextus entwarf den schändlichen Plan, Lukretiens Tugend zu untergraben, und auf den

Ruinen derselben sich seines verächtlichen Sieges zu freuen. Mit der Maske der Freundschaft und Achtung beschloß er die Gattinn des Kollatinus für sich einzunehmen, und mit Schmeicheley und Liebkosung die Schwäche des Weibes, das kein Arges vermuthet, anzugreifen, und zu besiegen, es koste was es wolle. — Voll des lasterhaften Gedankens verließ er das Lager, und flog nach Rom. Kurz vor der Abenddämmerung besuchte er Lukretien.

Sextus. Hadere mit deinen Tugenden, vortreffliches Weib, wenn Sextus Ardea verläßt, um dir zu huldigen.

Lukretia. Der Freund meines Gemahls ist mir willkommen; der Sohn des Königs giebt meinem Hause Glanz, aber nur der Schmeichler sey nicht in seiner Gesellschaft.

Sextus. Nennt Lukretia die heissesten Gefühle meines Herzens Schmeicheley? — Römerinn, erlaube es dem Manne, der das Verdienst zu würdigen weis, solches bey seinem Namen zu nennen. Tapfer ist Kollatinus; bin ich sein Schmeichler, wenn ich ihm auf die Achsel klopfe, und sage: „Tapferer Kollatinus ich schätze dich!“ Vorzüge, unendliche Vorzüge hast du, Edelste deines Geschlechts; schmeichle ich dir, wenn

ich diesen Vorzügen das verdiente Lob ertheile? wenn ich sage: „Reizende Lukretia du bist nahe meinem Herzen!"

Lukretia. Sohn des Tarquinius, schone meiner Bescheidenheit.

Sextus. Schätzbar ist diese Tugend, aber sie hat ihre Gränzen; jenseits dieser wird sie Ungerechtigkeit gegen sich selbst, ungerecht gegen andere. — O, wie glücklich ist Kollatinus in deinem Besitze, Lukretia!

Lukretia. Wohl mir, wenn ich zu dem Glücke eines Mannes was beytrage, der es so sehr verdient, ganz glücklich zu seyn.

Sextus. Ich habe dafür gesorgt, daß man ihn bey nächstem Feldzuge zum obersten Feldherrn ernennt. Ist Lukretia mit dieser kleinen Gefälligkeit zufrieden?

Lukretia. Wenn es der Wunsch Kollatins ist, so rechne Sextus auf den innigsten Dank meines Herzens.

Sextus. O, dieses Herz! — Die Erde trägt nur einen Mann, der es nach seiner Würde zu schätzen weiß.

Lukretia. Ist es nicht Kollatinus?

Sextus. Er sey es bisher gewesen! Seitdem Sextus Lukretien kennt, ist auch nur Sextus dieser Mann. — Ja,

Römerinn, unverholen leg' ich dir hier das Geständniß meiner zärtlichsten Zuneigung ab. Deine Tugend und deine Schönheit fesseln mich gleich stark an dich. Gönne mir das unaussprechliche Glück, beyde an dir bewundern zu dürfen.

Lukretia. Bedenke, Königssohn, daß ein Weib vor dir steht, deren Gatte abwesend ist.

Sextus. Ein Weib, dessen Anblick mich entzückt, dessen Stimme Harmonie meinem Ohre ist, vor dem ich mein Knie beuge, zu dem ich um Theilnahme an meinen Gefühlen empor flehe. — Wird mich Lukretia verstossen? Wird die Göttinn der Güte und Sanftmuth mich durch Kälte und Frost elend machen wollen? Nein, holdseliges Weib, das kannst du nicht! in deinem Herzen wirst du meinem Bilde zu wohnen gestatten, wirst zuweilen mit leiser zärtlicher Empfindung auf dieses Bild hinblicken, und dich erinnern, daß es das Bild des Bewunderers deiner Tugend ist.

Lukretia. Sextus, diese Sprache habe ich nicht erwartet. — Meine Geschäfte rufen mich.

Sextus. Lukretia will mich verlassen? verlassen den Mann, der mit tadelloser Em-

pfindung sich vor ihr beugt, und nur — nur um Freundschaft bittet?

Lukretia. Freundschaft, Sextus, ist Lukretiens Herzen nicht fremd. Ich bin deine Freundinn, Königssohn. — Für itzt erlaube, daß ich mich entferne.

Sextus. Nur noch der Augenblicke wenige! Freundinn, sagst du? O, welch' ein Himmel liegt in diesem Worte! — Wohlan, so nimm den Kuß des Freundes —

Lukretia. Sextus, ich bin Kollatins Weib und eine Römerinn!

Sextus. O, wärst du die göttliche Pallas selbst, du entzögst dich meiner Umarmung nicht!

Lukretia. Du mißbrauchst das Recht der Gastfreyheit, ich rufe nach Hülfe —

Sextus. Vergebens rufest du; kein menschlich Ohr höret deine Stimme; Sextus hat dafür gesorgt. Du bist in meiner Gewalt; Widerstreben ist unnütz; Nachgiebigkeit macht dein Glück, erhebt dich zur Ersten deines Standes.

Lukretia. Von meiner Seite, Ungeheuer!

Sextus. Darauf bin ich gefaßt. Neue Reize entdeckt mir deine Wuth. — Nach-

giebigkeit, Weib! oder ich tödte dich an der Seite eines meiner Sklaven, und rufe laut, daß ich Kollatins Ehre gerächet habe.

Lukretia. Bösewicht ohne Gleichen!

Sextus. Wähle! Gezückt ist mein Schwert und im Vorgemache stehen meine Sklaven.

Lukretia. Hier zu deinen Füssen —

Sextus. Possenspiel!

Lukretia. Ihr Götter seht herab —

Sextus. Zaudere nicht! Ich rufe dem Sklaven.

Lukretia. Hülfe! Hülfe! Erbarmung!

Sextus. Ist inner diesen Mauern nicht für dich!

Lukretia. Fluch dir, Elender!

Sextus siegte; aber nicht über Lukretiens Tugend. Frohlockend über seine Schandthat kehrte er am Morgen in's Lager zurück. — Lukretia verabscheute von nun an ihr Leben. Das Verbrechen eines andern, konnte sie sich selbst nicht verzeihen; es schien ihr, die Reinheit ihrer Seele zu beflecken. Sie sandte Eilbothen zu Kollatinus und ihrem Vater Spurius. „Unauslöschliche Schande liegt auf der Familie der Kollati-

ner und Spurier; kommt, höret, und rächet eure beleidigte Ehre!" Dieß war der Inhalt des Auftrages, den sie den Eilbothen gab. Ohne zu säumen erschienen Vater und Gatte, Ihnen gesellten sich Valerius, Lukretiens Verwandter, und Junius Brutus zu.

Im Zustande der schrecklichsten Verzweiflung fanden sie die Unglückliche. Vergebens mühten sie sich, Trost in ihre gebeugte Seele zu bringen.

„Sie ist dahin, unwiederbringlich verloren ist meine Ehre! In deinem Weibe, mein Kollatin, erblickst du eine geschändete Elende. Sextus, der Bösewicht, entehrte deine Gattinn; sie erlag unter seiner Gewalt. — Seyd ihr Männer, so vergesset nicht, meine Schmach zu rächen. Lasset der Nachwelt wissen, daß die, der man die Tugend raubte, nur Trost im Tode fand." Bey diesen Worten zog Lukretia einen Dolch unter ihren Kleidern hervor, stieß sich denselben in die Brust, und verschied ohne einen Seufzer. —

Vater und Gatte, Valerius und Brutus standen wie erstarrt vor dem Leichname Lukretiens. Schmerz, Mitleid und Unwille hatten sie betäubt. — Thrä-

nen traten itzt in ihre Augen. — Mit ringenden Händen stürzten Spurius und Kollatinus auf die Entseelte nieder, und beweinten ihren Tod. Mit starken Schritten gieng Valerius das Trauergemach auf und nieder, verbiß seinen Schmerz und dachte Rache. Brutus näherte sich dem Leichnahme, zog den rauchenden Dolch aus der Wunde, hob ihn gen Himmel und rief aus:

„Seyd Zeugen, ihr Götter! daß ich von diesem Augenblicke an die Rache dieser Römerin übernehme: von diesem Augenblicke an erkläre ich mich für den Feind des Tarquinius und seines wollüstigen Hauses. Trocknet eure Thränen. Die Geschändete fordert euch zu Thaten auf. Seht, noch dampfet dieser Dolch von ihrem Blute. Schwöret, daß ihr dieses Blut rächen wollet!“ Vater, Gatte und Valerius schwuren.

Brutus begab sich zum Senate, verlangte die Schließung der Thore Roms; ließ den Körper Lukretiens auf öffentlichem Markte zur Schau aufstellen, machte das Volk mit ihrer Geschichte bekannt, setzte es in Wuth gegen Tarquinius, und brachte es dahin, daß dieser und seine ganze Familie auf ewig aus Rom verbannet wurde.

Dieser Junius Brutus war der Sohn des Markus Junius, eines edlen Römers, welcher eine der Töchter des Tarquinius Priskus, den wir aus der Geschichte Tanaquils bereits kennen, zur Gemahlinn gehabt hatte, und deßwegen aus Argwohn vom Tarquinius Superbus, Vater des ruchlosen Sextus, umgebracht wurde. Junius Brutus hatte die vortrefflichste Erziehung erhalten, und besaß eine starke für Tugend und Wahrheit ganz eingenommene Seele. Da er aber sah, daß Tarquinius seinen Vater und seinen Bruder heimlich aus dem Wege geräumt hatte, so stellte er sich blöde, um derselben Gefahr zu entgehen. Dieß war die Ursache, daß man ihm den Zunamen Brutus gab. Tarquinius, der diese Verstellung nicht durchblickte, und für Wahrheit nahm, unterhielt ihn an seinem Hofe als einen Menschen, dessen Bestimmung war, durch Possen und Schwänke Kurzweil zu machen. — Es geschah, daß dem Staate eine große Gefahr drohte. Brutus wurde mit den Söhnen des Tarquinius abgeschickt, um das Orakel zu befragen, was in dieser kritischen Lage für Maaßregeln zu nehmen wären. — Die Söhne

des Tarquinius belustigten sich an seiner Gesellschaft, und lachten, als sie sahen, daß er dem Apollo seinen Stock zum Opfer brachte. Allein dieses Opfer überwog das ihrige bey weitem am Werthe. Der Stock war hohl und mit Golde gefüllt. — Man befragte ferner das Orakel, wer von ihnen römischer König werden würde. Die Antwort des Orakels hieß: derjenige, der zuerst seine Mutter küssen würde. Die Prinzen beschlossen, beyde zugleich ihre Mutter zu küssen, und also in Gemeinschaft zu regieren. Brutus, der besser in den wahren Sinn des Orakels eindrang, stellte sich, sobald sie wieder in Italien ankamen, als wenn er von ohngefähr auf die Erde fiele, und zu gleicher Zeit küßte und begrüßte er sie, weil er sie als die gemeinschaftliche Mutter aller Dinge betrachtete. — Von dieser Zeit an nährte er die Hoffnung, sich einst am Tarquinius zu rächen. — Lukretiens trauriges Schicksal bot ihm die Gelegenheit dazu an. Er legte, zum größten Erstaunen aller, seine angenommene Blödigkeit ab, und zeigte sich in seinem wahren Charakter.

So endigte sich mit Lucius Tarquinius Superbus, Roms siebentem Kö-

nige seit Romulus, die königliche Würde in diesem Staate, nachdem sie zweyhundert fünf und vierzig Jahre gedauert, und immer, wiewohl unvermerkt, an Macht zugenommen hatte.

V.

Junius Brutus als Konsul und Richter seiner Söhne. Sein Tod.

(Im Jahre der Stadt 245.)

Kollatinus, Lukretiens Gemahl, und ihr Rächer Brutus, waren die ersten Konsulen, welche die Römer, nach Verbannung des Tarquinius und seiner Familie, erwählten. Mit rastlosem Eifer arbeiteten sie an der Gründung der neuen Staatsverfassung Roms, und ahnten nicht, daß eben so unermüdet eine große Anzahl der Freunde des vertriebenens Königs ins geheim sich mit Wiederherstellung der Regierung desselben beschäftigte. Unvermerkt wuchs diese Parthey von Tage zu Tage stärker an, und schon war es wirklich soweit gekommen, daß Tarquinius aus Etrurien, wohin er verbannet war, zurückberufen, und als König wieder eingesetzt werden sollte, als die

ganze Verschwörung mit einem male entdeckt wurde. Ein Sklave, der sich von ungefähr in dem Hause, wo die Verschwornen gewöhnlich ihre Versammlungen hielten, versteckt hatte, war Ohrenzeuge ihrer Unterredung; hörte, wie sie den Entschluß faßten, an einem gewissen Tage Roms Ruhe durch einen Aufruhr zu stören, und die Konsulen zu tödten. — Unterrichtet von dem blutigen Vorhaben dieser geheimen Parthey, zögerte er nicht, dem Senate dasselbe zu offenbaren. Die Verschwornen wurden überfallen, gefangen genommen und vor die Konsulen gebracht. Aber welch' ein schauderhaftes Entsetzen! Kollatinus sah seine Neffen, und Brutus seine eigenen Söhne darunter. Man denke sich die Lage eines Vaters, der als Richter über das Leben und den Tod sein Urtheil sprechen soll, indem er zu gleicher Zeit von der Gerechtigkeit getrieben wird, sie zu verdammen, und von der Natur, ihnen zu verzeihen; und man wird das Schreckliche und Rührende einer solchen Lage fühlen. Brutus befand sich in dieser Lage.

Jünglinge, in der Blüthe ihrer Jahre, voll Talent und Fähigkeit, standen als die größten Verbrecher vor ihm und — sie waren seine Söhne. Stäupung und Enthauptung war nach den Gesetzen ihr schreckliches

Loos. Alle anwesenden Richter fühlten die schmerzhaften Regungen der Natur; Kollatinus zerfloß in Thränen; nur Brutus allein blieb unverändert; man bemerkte auch nicht eine Spur des Kampfes an ihm, den seine Seele innerlich kämpfte.

Mit einem fürchterlichen Blicke und einem Tone, der jeden erschütterte, das besiegte Vaterherz verrieth, und nur den strengen Richter ankündigte, fragte er die zitternden Söhne, was sie zu ihrer Vertheidigung vorzubringen wüßten.

Die Jünglinge schwiegen.

Noch einmal wiederholte Brutus seine Frage.

Es erfolgte keine Antwort.

Zum dritten und letzten male fragte Brutus.

Stumm blieben die Verbrecher.

Nach einer tiefen Pause wandte sich Brutus zum Liktor:

„Thue deine Pflicht! Stäupung und Enthauptung ist die Strafe des Hochverraths.“

Nachdem er diese Worte gesagt hatte, setzte er sich wieder an seinen Platz mit der entschlossenen Miene einer großen Seele.

Um Gnade flehende Blicke warf das Volk dem Brutus zu.

Die versammelten Richter wünschten eine Milderung des Urtheils.

Die Jünglinge lagen auf ihren Knien und baten.

Ungerührt blieb Brutus. — „Nicht ich, die Gesetze Rom's verdammen die Verbrecher;" sprach er, und winkte dem Liktor, die Strafe zu vollziehen.

Nackend zog man die Jünglinge aus, stäupte ihre zarten Körper, und führte sie hin zur Richtstätte. Das Beil der Gerechtigkeit fiel, und die Söhne des Konsuls, die Neffen Kollatins hatten gelebt.

Mit unverwandtem Blicke und unveränderter Gebehrde sah Brutus der schrecklichen Scene zu, indeß das Volk mit allen Empfindungen des Mitleids, des Schreckens und der Bewunderung solche anstaunte.

Dieselbe Strafe empfingen auch die übrigen Verschwornen.

Tarquinius, der nun alle Hoffnung in der Stadt einen Aufstand zu seinem Vortheile zu erregen, verloren hatte, suchte jetzt, mit Hülfe fremder Völker, sich auf den Thron zu schwingen. Er gewann die Vejenter, und rückte mit einem ansehnlichen Heere gegen Rom. — Valerius und Brutus eilten die Feinde an den Gränzen zu empfangen. Valerius führte das Fußvolk an, Brutus die Reuterey.

Beyde Heere näherten sich einander. Aruns, Sohn des Tarquinius, stand an der Spitze des feindlichen Heeres. Kaum erblickte dieser den Brutus in einiger Entfernung, so entschloß er sich auch, durch einen kühnen Versuch das Schicksal des Treffens, ehe noch beyde Armeen an einander gekommen wären, zu entscheiden. Er spornte sein Pferd, und rannte mit unbändiger Wuth auf den Konsul los.

Brutus ward seines Feindes kaum ansichtig, als er schon aus den Gliedern hervor sprengte, um ihm sich entgegen zu stellen.

Beyde stießen wüthend auf einander. Die Roße bäumten sich, und hielten sich gleichsam umschlungen. Das Schwert des Brutus stack im Fleische des Aruns; Aruns Schwert in der Brust des römischen Konsuls. Beyde stürzten todt auf das Schlachtfeld hin.

Ein blutiges Treffen erfolgte hierauf. Von beyden Seiten fiel Leiche auf Leiche. Die Römer behaupteten den Kampfplatz. Tarquinius zog sich mit dem Ueberreste seines Heeres zurück, fest entschlossen, durch neue Bündnisse seine Krone wieder zu erlangen. Valerius zog im Triumphe in Rom ein, und setzte das Konsulat des Brutus fort.

VI.

Mutius Scävola.

(Im Jahre der Stadt 246.)

Porsena, König der Etrurier war es, der sich des vertriebenen römischen Königs Tarquinius Superbus annahm, und persönlich gegen die Römer zu Felde zog. Jedes ihm auf seinem Marsche aufstossende Hinderniß wußte er zu überwinden. Ehe sich's die Römer versahen, war er vor den Thoren Roms und belagerte die Stadt. Sein Name setzte das Volk in Schrecken; es erzitterte bey dem Anblicke seiner Waffen; aber es beschloß auch, sich bis auf's äusserste zu vertheidigen, und entweder Rom zu retten, oder unter seinen Trümmern sich begraben zu lassen. Die Belagerung ward indessen mit vieler Lebhaftigkeit fortgesetzt. Die Römer wider-

standen mit einem Muthe, den Porsena selbst bewunderte. Sie mit Hunger zur Uebergabe der Stadt zu zwingen, war sein Plan. Die Noth der Belagerten wurde bald so groß, daß sie nicht länger im Stande waren, sie auszuhalten. Schon war man daran, sich vor Porsena zu demüthigen, als ein junger Mann mitten aus dem Volke hervortrat, die Stadt rettete, ihr Sicherheit und Freyheit wieder gab. Mutius ist der Name des Mannes, der sich vornahm, sein Vaterland von einem Feinde zu befreyen, der es bereits zu überwältigen schien. Als ein etruriſcher Landmann verkleidet, drang er in das Lager des Porsena, mit dem festen Entschlusse, entweder zu sterben, oder den König der Etrurier der Befreyung Roms zu opfern. Glücklich kam er an den Ort, wo Porsena eben seinen Truppen den Sold auszahlte, und einem seiner Vertrauten Verhaltungsbefehle gab. Diesen hielt Mutius für den König, und durchstieß ihm das Herz. Man bemächtigte sich des Thäters. Porsena verlangte ihn zu sprechen.

Porsena. Wer bist du, der du es wagtest, an meiner Seite zu morden?

Mutius. Ein Römer.

Porsena. Was vermochte dich zu dieser abscheulichen That zu bewegen?

Mutius. Liebe für's Vaterland. Der Dolch, der den Schuldlosen traf, war für dich geschärft. — Ich verkannte dich.

Porsena. Bösewicht! —

Mutius. In deinen Augen — ja, aber in den Augen meines Vaterlandes wäre ich der Retter desselben.

Porsena. Die schrecklichste, die peinvollste der Strafen harret dein.

Mutius (seine rechte Hand in ein Feuer, das auf einem nahen Opferaltare brannte, haltend.) Sieh, König, so gering achtet Mutius die schrecklichste, die peinvollste deiner Strafen. Ein Römer weiß nicht allein, wie er handeln, sondern auch wie er leiden soll. — Erwarte nicht, daß ich diese Hand, die deine Brust verfehlte, aus den Flammen ziehe; sind Fleisch und Bein Asche, dann erst tritt Mutius von dem Altare hinweg. — Ich bin nicht der einzige, vor dem du dich zu fürchten hast; drey hundert römische Jünglinge, die mir gleichen, haben sich zu deinem Untergange verschworen. Mache dich gefaßt auf ihren Angriff. — So, Asche sind Fleisch und Bein; nun König, räche du dich!

Porsena, den eine solche Unerschrockenheit in Erstaunen setzte, dachte viel zu edel, als daß er nicht das Verdienst selbst an seinem Feinde hätte erkennen sollen. Mutius ward nach Rom zurückgesandt, die Belagerung aufgehoben, und ein dauerhafter Frieden zwischen Etrurien und dem römischen Staate geschlossen.

VII.

Die Familie des Marcius Koriolanus.

(Im Jahre der Stadt 260—274.)

Lange kämpfte das Volk wider die übermässige Gewalt des Senats; doch diese fiel, und der Senat kämpfte nun gegen die anwachsende Macht des Volkes; eine Periode, in welcher das Letztere, da es seine Kräfte zu fühlen anfieng und einmal in Bewegung gerieth, alles mit unwiderstehlicher Gewalt vor sich niederriß. Die Tribunen, an der Spitze desselben, schienen Rom Gesetze zu geben, und die Aedilen dem Senate gebiethen zu wollen. Was dieser beschloß, verwarf gewöhnlich das Volk. Es hatte das Ansehen, als hätten in diesem Zeitpunkte zwo verschiedene einander entgegen strebende Mächte im Staate regiert.

Marcius, später Koriolanus zugenannt, sah lange mit Unwillen einem so schädlichen Zwiespalt in der Republik zu. Die übelsten Folgen befürchtend, trat er vor den Senat und sprach!

„Warum leiden wir es, daß der Staat zwischen zwo Mächten getrennt ist, deren Uneinigkeiten blos dazu dienen, ihn desto mehr zu zerrütten, und seinen Untergang zu befördern. Die Eingriffe des Volks in die Rechte des Senats sind zu auffallend, als daß der patriotisch-gesinnte Römer gleichgültig darüber hinwegsehen könnte. Unumschränkt herrschen die Tribunen, und bald wird die höchste Gewalt der Pöbel sich anmassen. Väter des Vaterlandes, steuert dem Uebel, da es noch an der Zeit ist, oder entsaget der Regierung; es ist besser sich dieser zu begeben, als sie mit den Hefen des Volks zu theilen."

Es ist sehr begreiflich, daß diese Rede die Tribunen aufs äusserste beleidigte. Man schwur dem kühnen Redner die fürchterlichste Rache.

Doch Koriolanus blieb unerschüttert. Mit Muth, Tapferkeit und Unternehmungsgeist von der Natur beschenkt, verlachte er nur die Drohungen der Tribunen,

und fuhr fort, ihre und des Volkes Macht bey jeder Gelegenheit einzuschränken.

Man forderte ihn vor das Volk. Mit Verachtung wies Koriolan die Auffordrer von sich. Man schickte die Aedilen nach ihm ab, die ihn ergreifen, und auf das Forum bringen sollten; aber ein Haufen junger Patricier machten Koriolans Sache zu der ihrigen, und vertrieben mit Schimpf die Aedilen. Dieß war das Signal zu einem allgemeinen Aufruhr, der in einen bürgerlichen Krieg übergangen seyn würde, wenn die Konsulen dem Volke nicht eine vollständige Genugthuung zugesichert hätten. Die Tribunen drangen darauf, daß Koriolan als Rebell und Verächter der geheiligten Volksgewalt von dem Tarpejischen Felsen herabgestürzt werden sollte, und verdammten ihn, ohne einmal die Stimmen des Volks zu sammeln. Allein Koriolan wandte sich an dieses, und versprach, demselben Rechenschaft von allen seinen Handlungen zu geben. Die Tribunen mußten nachgeben, und Koriolan erschien vor dem versammelten Volke auf öffentlichem Markte.

Sein einnehmendes Aeussere, seine eindringende Beredsamkeit, und das Geschrey derer, denen er im Kriege das Leben gerettet hatte, machten die Zuhörer geneigt, ihm

zu vergeben. Er schilderte seine Thaten als Krieger und Held, nannte die verschiedenen Aemter, die er mit Ruhm bekleidet hatte, zeigte die Kronen, die er zur Belohnung seiner Verdienste erhielt, und entblößte vor aller Augen die unzähligen Wunden, die ihm in Erwerbung derselben geschlagen wurden; er führte alle die Mauern und Wälle an, die er zuerst mit der größten Gefahr seines Lebens erstiegen, alle die Bürger, die er aus den Händen der Feinde gerissen hatte, und rief diejenigen derselben, die gegenwärtig waren, bey ihren Namen auf, daß sie die Wahrheit seiner Erzählung bezeigen sollten.

Hundert Stimmen riefen laut: „Erhaltet das Leben des Mannes, dem wir das unsrige verdanken!"

„Triumph und nicht den Tod verdient Koriolanus!" fielen unzählige andere ein.

„Schon dieses Gericht ist ein Vorwurf der Undankbarkeit für die Nation!" schrieen viele aus der edlern Klasse des Volkes.

Schon war man im Begriffe den Beklagten loszusprechen, als Decius, einer von den Tribunen, ein Mann von fliessender Beredsamkeit auftrat, und Stille dem Volke geboth.

„Was auch immer der Senat thun mag, rief er, um zu verhindern, daß wir nicht auf die Reden dringen sollen, die Koriolanus vorbrachte, um das Volk seiner Rechte zu berauben; so sind und bleiben dennoch diese Reden ein unwiderleglicher Beweis, daß dieser Mann es nicht aufrichtig mit Rom meine. Doch dessen wollen wir nicht erwähnen; es sind andere Thatsachen da, die gegen den Beklagten sprechen. Koriolan ist es, der das alte ehrwürdige Gesetz, das unsere Vorfahren so unverletzlich beobachtet haben, und dem zufolge alle Beute, die dem Feinde abgenommen wird, dem gesammten Staate angehören, und dem öffentlichen Schatze beygelegt werden soll, übertreten hat, indem er das, was er im Gebiete der Antiater eroberte, bloß unter seine Freunde und Begleiter vertheilte, und an Leute verschenkte, die er wahrscheinlicher Weise nur deswegen zu bereichern gedachte, um desto sicherer an unserem Untergange zu arbeiten. Koriolan ist es, der, wie alle Tyrannen, sich einen Anhang zu machen gesucht hat, indem er die Vornehmen begünstigte, und dem Volke auf die Füsse trat. — Hierauf also gründen wir unsere Anklage. Koriolan läugne, wenn er kann, die Anschuldigung; er bringe Beweise vor, die uns

von seiner Straflosigkeit überzeugen, aber nicht eitles Wortgepränge, nicht Narben und Wunden."

Koriolanus hatte in der That einen Einfall in das Gebiet der Feinde, die bis an die Mauern von Rom gedrungen waren, gethan, und es geplündert. Diese Beute legte er dem öffentlichen Schatze nicht bey, weil sie der Erwerb einer Privatunternehmung war. Er verwendete sie zur Belohnung derjenigen, die bey diesem Unternehmen seine Gehülfen waren. — Doch das Volk ließ sich dadurch nicht von seiner Ueberzeugung, daß Koriolan den Staat beeinträchtiget habe, abbringen; es verdammte ihn zu einer immerwährenden Verbannung.

Mit Gleichgültigkeit hörte der so sehr verkannte Koriolanus sein Urtheil an. Von den Klagen der ehrwürdigsten Senatoren und römischen Bürger begleitet, verfügte er sich zu den Seinigen, ihnen das letzte Lebewohl zu sagen.

Volumnia. Ruhe ist auf deiner Stirne, ist sie auch in deinem Herzen?

Koriolan. Die Ruhe des Mannes, der fest entschlossen ist, das Unrecht zu ahnden, das ihm das undankbare Rom angethan hat.

Volumnia. Man hat dich verurtheilt?

Koriolan. Zur ewigen Verbannung.

Veturia, Koriol. Mutter. Es ist nicht möglich!

Koriolan. Die Wirklichkeit bürgt für die Möglichkeit der Sache. Lebt wohl!

Volumnia. Du verläßest deine Gattinn, deine Kinder, Koriolan?

Koriolan. Wir sehen uns wieder. Bis dahin mögen euch die Götter schützen!

Veturia. Ich werde den Augenblick der Trennung von dir, mein Sohn, nicht überleben.

Volumnia. Nicht von deiner Seite gehet das Weib deines Herzens. Mit meinen Kindern will ich dir folgen!

Koriolan. Beruhige dich, Thuere, und erwarte den Rächer. — Mutter, weine nicht; ich werde kommen, und euch von Rom fordern; weh' Rom! wenn ein Haar auf eurem Haupte gekrümmt ist. — Wo sind meine Kinder? Ich will sie sehen und küssen, und mit dem Kuße des Vaters ihnen Haß gegen jeden Ungerechten einhauchen.

Die Kinder. Vater! Lieber Vater! was ist der Mutter? Mutter weint, Veturia weint, Vater, was hast du Veturien, was hast du der Mutter gethan?

Koriolan. Gute Kinder, nehmt diesen Kuß, noch einen und wieder einen; folgt

eurer Mutter und Veturien, ehret die Götter; ich muß fort von euch.

Die Kinder. Doch wiederkommen, Vater?

Koriolan. Hoff' es. — Rache den Plebejern!

Volumnia. Mit diesen Kindern häng' ich an dir. Wo ist der Unmensch, der mich von dir reißt!

Koriolan. Laß' mich, Einzige, Vortreffliche! Thränen des Weibes entwaffnen den Mann, und mir ist Starkmuth nöthig.

Veturia. Unglücklicher, verkannter Koriolan!

Koriolan. Verkannt, aber nicht unglücklich ist dein Sohn, Veturia; er hat ein Weib, das ihn liebt, Kinder, die ihn lieben; kann er unglücklich seyn? unglücklich bey dem Gefühle, daß er redlich dem Vaterlande gedient, es redlich und treu mit Rom gemeint habe? Lebt wohl, ich gehe mir die Geißel zu holen, mit der ich die Tribunen Roms, und seine Plebejer züchtigen will.

Die Frauen hielten ihn, und benetzten ihn mit ihren Thränen. Die Kinder umschlangen seine Hüften und jammerten. Koriolan wand sich mit männlicher Stand-

haftigkeit aus ihren Armen, ermahnte sie noch einmal, mit Geduld ihr Schicksal zu tragen, und tröstete sie mit der Versicherung, daß er nicht als Feind des Vaterlandes, sondern als Rächer seiner niederträchtigen Feinde, und als Wiederhersteller der Ordnung im Staate erscheinen wolle. — Ohne irgend einen Begleiter verließ er Rom, und nahm seinen Weg nach Antium, einer Volskischen Stadt, wo Tullius Attius, ein Mann von großem Gewichte unter den Seinigen, und mächtiger Feind der Römer, seinen Sitz hatte.

Mit Anbruche der Nacht kam der Verbannte daselbst an. Im Hause des Attius bat er um gastfreundliche Aufnahme. Man gönnte sie ihm ohne Widerrede. Am Heerde bey den Hausgöttern, einem Orte, den man für heilig hielt, nahm er seinen Platz. Man kannte ihn nicht. Sein Aeußeres zeugte von innerer Würde; man hatte Achtung für ihn.

Attius. Willkommen, Fremdling in meinem Hause. Darf man deinen Namen wissen?

Koriolan. Mein Name ist Kajus Marcius; mein Zuname Koriolan; die einzige Belohnung, die mir für alle meine Dienste Rom übrig ließ.

Attius. Deine Tapferkeit lernte ich bey Korioli kennen; sey mir doppelt willkommen. Auch in dem Feinde meines Volks verehre ich die Tugenden des Helden. — Was bringet dich hieher?

Koriolan. Man hat mich aus meinem Vaterlande verbannet, weil ich ein eifriger Freund Roms war. Ich komme, bey einem Volke Zuflucht zu suchen, dessen Feind ich immer gewesen bin. Wenn du geneigt bist, meine Dienste zu gebrauchen, so sollst du mich dankbar finden; willst du aber die Beleidigungen, die ich deinem Vaterlande zugefügt habe, rächen, so ist Koriolan bereit, dir seinen Arm zu leihen.

Attius. Hier meine Hand, tapferer Koriolan, und mit dieser die Versicherung meiner Freundschaft. War Rom gegen dich ungerecht, so ist es Antium nicht.

Das erste, was nun beyde thaten, war, daß sie die Volsker bewogen, ihr Bündniß mit den Römern zu brechen. In dieser Absicht sandte Tullius Attius viele von seinen Bürgern nach Rom, um da einigen Spielen, die um diese Zeit gefeyert wurden, beyzuwohnen; zugleich aber ließ er dem Senate geheime Nachricht geben, daß sich Fremde in Rom befänden, die da-

mit umgiengen, die Stadt in Brand zu stecken. Die Wirkung hievon war wie sie Attius wünschte. Der Senat ließ den Befehl ergehen, daß alle Fremde, ohne Ausnahme, noch vor Untergang der Sonne die Stadt verlassen sollten. Diesen Befehl stellte Attius als einen Bruch des Bündnisses seinen Landsleuten vor, und brachte es dahin, daß eine Gesandtschaft nach Rom geschickt wurde, die sich über diesen Bruch beklagen, alle die Länder, welche den Volskern gehörten, und ihnen von den Römern gewaltsam weggenommen wurden, wieder fordern, und im Falle ihnen dieses abgeschlagen würde, einen Krieg ankündigen mußte.

Der Senat nahm die Gesandtschaft der Volsker mit sichtbarer Verachtung auf, und erklärte sich kurz, daß Drohungen gar nicht der rechte Weg wären, die Römer zur Nachgiebigkeit zu bewegen; daß sie diejenigen Besitzungen, die sie durch Tapferkeit erworben, mit dem Schwerte behaupten würden; und daß, wenn die Volsker zuerst die Waffen ergreifen, die Römer sie zuletzt niederlegen.

Mit dieser Antwort des römischen Senats kehrten die Gesandten nach Antium zurück. Die Volsker ernannten Korio-

Ianus und Attius zu ihren Feldherren, und ein mächtiges Heer fiel, unter ihrer Anführung, in das römische Gebiet ein. Koriolan plünderte und verheerte alle Ländereyen, die den Plebejern gehörten, und verschonte jene, die ein Eigenthum der Senatoren waren. Er eroberte eine Stadt nach der andern. Das Glück folgte ihm bey jedem Unternehmen, und seine vielfältigen Siege machten ihn zum Schrecken der Römer. Er drang bis zwo Stunden vor die Mauern Roms. Die Stadt wurde von Furcht und Verzweiflung ergriffen. Das Volk, welches den Feind seine Felder verheeren sah, bat mit Thränen um Frieden, und verlangte, daß das Edikt, kraft dessen Koriolan verbannet war, widerrufen, und der so ungerecht behandelte Römer wieder als Bürger aufgenommen werden sollte. Koriolan rückte indessen immer näher, und Rom schien verloren zu seyn. Man kündigte ihm durch eine feyerliche Gesandtschaft die Aufhebung seiner Verbannung an, wenn er mit dem Heere von der Stadt abziehen würde. Der Beleidigte verachtete diesen Antrag, und forderte die Zurückgabe der Volskischen Städte, forderte, daß die Volsker zu römischen Bürgern aufgenommen werden möchten. Nur unter diesen

Bedingungen war er geneigt, einen Frieden zu schließen, und gab den Römern dreyßig Tage Bedenkzeit. Unmöglich konnte sich der Senat diesen Forderungen fügen. Die dreyßig Tage waren verflossen, und eine neue Gesandtschaft ließ sich mit Koriolan in Unterhandlungen ein. Unbiegsam und streng war der Feldherr der Volsker. Nur noch drey Tage Zeit gab er seiner Vaterstadt, und machte alle Anstalten zu einer der fürchterlichsten Belagerungen.

Rom befand sich in der äußersten Verlegenheit. Der stolze und unerbittliche Koriolan machte es zittern. Jedermann griff jetzt zu den Waffen; ein Theil der Einwohner bestieg die Mauern, andere bewachten die Thore, damit sie nicht ins geheim von den Anhängern, die der Verbannte in der Stadt hatte, geöffnet würden. Die Bürger befestigten ihre Häuser, gleich als wenn der Feind sich schon der Wälle bemächtiget hätte. Die Konsulen waren ohnmächtig Hülfe zu schaffen. Die Tribunen fürchteten sich vor dem Volke, das ihnen die Gefahr, in der es sich jetzt befand, ganz allein zuschrieb, und hatten sich unsichtbar gemacht. Mit einem Worte, alles nahm Theil an dem allgemeinen Schrecken; und es schien, als wenn die so sehr gepriesene Tapferkeit der Römer

mit der Verbannung Koriolans zugleich verbannet worden wäre. — In dieser Lage blieb nun den Römern nichts anders übrig, als eine neue Gesandtschaft in das Lager der Volsker zu senden. Sie bestand aus den ehrwürdigsten Personen der Stadt, aus Pontifikern, Priestern und Augurn. In ihren gottesdienstlichen Kleidern erschienen diese vor Koriolan, und beschworen ihn bey allem, was man als heilig erkannte, bey der Ehrfurcht, die er den Göttern schuldig sey, und bey derjenigen, die er vielleicht gegen die Diener derselben hege, die jetzt zu seinen Füssen liegen, dem Vaterlande den Frieden wieder zu geben; aber umsonst; Koriolan war ein Fels, von dem sich auch nicht ein Splitter trennen ließ. Er bezeugte diejenige Achtung gegen sie, welche die Würde ihres Standes forderte; aber er sandte sie zurück, ohne im geringsten nachzugeben.

Rom rang mit Verzweiflung. Die Tempel waren mit Greisen, Weibern und Kindern angefüllt, die, vor den Altären niedergeworfen, die heissesten Gebete für die Erhaltung des Vaterlandes gen Himmel schickten. Man hörte nichts, als Klagen und Jammer, man sah nichts, als Scenen des Schreckens und der Betrübniß. — End-

lich kam man auf den Gedanken, daß dasjenige, was nicht hatte durch die Vermittelung des Senats oder die Beschwörungen der Priester bewirkt werden können, vielleicht durch die Thränen der Gemahlin Koriolans und die Bitten seiner Mutter erreicht werden dürfte. Dieser Gedanke ward mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen. Der Senat bestättigte mit seinem Ansehen die Gesandtschaft. — Volumnia, Veturia, Koriolans beyde Kinder, und eine Anzahl der vornehmsten römischen Frauen verfügten sich also nach dem feindlichen Lager. Von ferne sah Koriolan den traurigen Aufzug von Frauenzimmern sich nahen, und faßte den Entschluß, auch diesen eine abschlägige Antwort zu geben Er rief die ersten Offiziere zu sich, um Zeugen seiner Entschlossenheit zu haben. Schon saß er auf dem Tribunal, als man ihm die Ankunft seiner Gemahlinn, seiner Mutter und Kinder meldete. Er eilte, sie zu bewillkommen und zu umarmen. Es war ein rührender Anblick, Gattinn, Mutter und Kinder an den Lippen des Feldherrn, in Thränen zerfliessend, hängen zu sehen. Koriolan konnte nicht zu Worten kommen.

„Sage mir, Sohn, sprach Veturia, wie soll ich diese Zusammenkunft ansehen?

umarme ich meinen Sohn, oder meinen Feind? Bin ich deine Mutter, oder deine Gefangene? O, daß ich diesen Tag erleben mußte! den Tag, meinen Sohn als den Feind seines Vaterlandes zu erblicken! — O, Koriolan, wie ist es dir möglich gewesen, deine Waffen gegen den Ort zu kehren, der dir das Leben gab? Wie kannst du deine Wuth gegen diejenigen Mauern richten, die dein Weib, deine Kinder, deine Götter einschliessen? Weh mir Unglücklichen! Ich bin es, die meinem Vaterlande seinen Unterdrücker gebahr; wär' ich nie Mutter geworden, so würde Rom noch frey seyn! Dieses schreckliche Bewußtseyn wird mich bis in die Tiefe des Grabes begleiten, wird noch dort in den Wohnungen des Friedens der Störer meiner Glückseligkeit seyn. O, Koriolan, erbarme dich deiner Mutter, sieh hier deine Gattinn, deine Kinder, höre auf Roms Feind zu seyn!„

Koriolan schien während dieser Rede von streitenden Leidenschaften beunruhigt zu werden. Veturia, die dieses bemerkte, verdoppelte ihre Bitten, führte ihm seine Söhne zu, die mit empor gehobenen Händen zu ihm hinauf um Erbarmung flehten.

Der eine Sohn. O, Vater, schone

Roms; unter seinem Schutte werden deine Söhne begraben.

Der andere Sohn. Laß die gute Mutter nicht weinen, Vater! Sieh doch, wie roth ihre Augen sind.

Volumnia. Söhne Koriolans, erweichet das Herz eures Vaters. Koriolan, bedenke, was du mit diesen Mauern vernichtest! O, kehre als Freund in diese Stadt zurück, die bereit ist, das Unrecht, das dir in derselben wiederfuhr, gut zu machen! Sey wieder Vater diesen Kindern; sie bedürfen deiner Lehre, deines Beyspiels; erziehe sie zu würdigen Gliedern des Staats, damit die Nachwelt dein Andenken segne, und in den Söhnen sich eines Koriolans erinnere, der großmüthig seinen Beleidigern zu vergeben wußte. — Oder willst du, daß Rom mit Fluch deinen Namen nenne? — Willst du das, wohlan, so stehet Volumnia hier mit dem unerschütterlichen Entschluße vor deinen Augen, diese Knaben zu tödten, damit sie nicht zum Abscheue der Welt werden!

Der eine Sohn. Vater, schenke uns, schenke deinen Römern die Freyheit wieder.

Der andere Sohn. Freyheit! Freyheit! mein Vater!

Veturia. Welch' ein Herz schlägt in

deiner Brust! Koriolan, du bist mein Sohn nicht! Ein solch Ungeheuer gebahr eine Veturia nicht! Hört es, ihr Römerinnen! Hört es, ihr Volsker! dieser Koriolan ist mein Sohn nicht! — — Doch ja er ist's; in seine Augen treten Thränen; sein Blick fiel auf Rom, fiel auf seine Kinder hin. Koriolan, du bist mein Sohn: Veturia ist deine Mutter! Kämpfe den Kampf zwischen der Ehre und den Trieben der Natur; ich will dir Zeit lassen, mein Sohn.

Die Söhne und Volumnia hiengen um Koriolan. Die römischen Frauen lagen zu seinen Füssen. Veturia fiel auf ihre Kniee vor ihm nieder. Nicht eine Sylbe kam irgend über eine Zunge; nur leise Thränen floßen.

Endlich siegte die Natur über Koriolan. Wie aus einem Traume erwachte er, riß sich aus den Armen seiner Gattinn, sprang zu Veturien, hob die Matrone auf, und rief aus:

„Mutter, du hast Rom gerettet, aber deinen Sohn verloren! Gattinn! Kinder! Rom ist frey, aber — Koriolan ist dahin!„

Bey diesen Worten kehrte er sich zu dem Heere der Volsker, und gab Befehl zum Abzuge. — Mit Murren verließen diese die

Mauern Roms; denn Koriolan hatte ihnen einen gewissen Sieg, und mit diesem alle die Vortheile des Sieges entrissen. Es erhob sich ein Aufstand gegen ihn. Koriolan wurde getödtet.

VIII.

Quintius Cincinnatus.

(Im Jahre der Stadt 295 — 296.)

Nicht fern von Rom lebte auf einem kleinen Landgute Quintius Cincinnatus, ein Mann, der seine jüngern Jahre theils der Vertheidigung des Vaterlandes, theils den Geschäften der Staatsverwaltung geweihet hatte. Mit Achtung nannte man seinen Namen. Sein uneigennütziger Charakter, seine seltene Rechtschaffenheit, Tapferkeit, Vaterlandsliebe und große Weisheit, erwarben ihm Liebe und Ehrfurcht bey seinen Mitbürgern. Man wünschte ihn allgemein zum Consul. Der Senat sandte Abgeordnete an ihn, die den Auftrag hatten, ihm diese Würde anzubieten. Hinter einem Pfluge, und in der einfachen Kleidung eines arbeitenden Landmannes trafen die Abgeordneten Quintius Cincinnatus an.

Die Abgeordneten. Heil dir und deinem Hause!

Cincinnatus. Ich danke euch, Freunde. Wie kömmt's, daß ihr einen Cincinnatus in seinen einsamen Fluren besucht?

Einer der Abgeordneten. Wir kommen im Namen des Senats, im Namen Roms —

Cincinnatus. Doch wohl nicht zu mir?

Der Abgeordnete. Zu dir, edler Römer, dich als Konsul zu begrüßen. Das Vaterland bedarf deiner Tapferkeit, deiner Weisheit.

Cincinnatus. Rom ist noch nicht an tapfern und weisen Männern so arm, daß es einen unbedeutenden Landmann aufsuchen muß, um seine Angelegenheiten demselben anzuvertrauen. Ich habe dem Vaterlande nach dem Maaße meiner Kräfte gedient; es würde mich kränken, wenn Rom meiner spottete.

Ein Abgeordneter. Alle Stimmen fielen dir zu. Cincinnatus ist der Konsul Roms.

Cincinnatus. Ich strebe nicht nach Ehren; das Bewußtseyn der Erfüllung meiner Pflicht als Mensch und Bürger, ist mir der Ehren höchste Stufe; darum Freunde,

schonet meiner, schonet eines Mannes, der die Welt, ich will nicht sagen in allen, sondern in den meisten ihrer Verhältnisse — kennen gelernt, und sich überzeugt hat, daß es einen Zeitpunkt giebt, wo es weise gehandelt ist, sich zurückzuziehen, und, in der Stille der Einsamkeit, die noch wenigen übrigen Tage mit Handarbeit und dem wichtigen Studium seiner selbst zuzubringen.

Der Abgeordnete. Das Vaterland verlangt dich.

Cincinnatus. Nicht Partheygeist?

Alle Abgeordnete. Das Vaterland! Das Vaterland!

Cincinnatus. Wenn das ist, so verläßt Cincinnatus den Pflug! Doch, da kömmt Attillia. — Theure, ich fürchte unser kleines Feld wird auf dieses Jahr unbestellt bleiben; das Vaterland ruft mir; diese Römer fordern mich im Namen des Vaterlandes auf.

Attillia. Heilig ist der Ruf des Vaterlandes! Laß deine Gattinn für Feld und Aue sorgen; eine höhere Bestimmung ist dein Loos.

Mit den Abgeordneten begab sich Cincinnatus nach Rom. Es war ein Tag der Feyer für die Stadt, als dieser edle Mann sich dem Volke sehen ließ. Von sei-

ner Geradheit und Gerechtigkeit erwartete man alles. Rom war in Partheyen getheilt. Cincinnatus hielt es mit keiner. Anstatt das Zutrauen irgend einer zu gewinnen, suchte er die Hochachtung aller sich zu erwerben, und Gemeinsinn unter die Einwohner zu bringen. Er führte sein Amt mit so vieler Geschicklichkeit, Mäßigung, Menschenliebe und Gerechtigkeit, daß nie mehr Ruhe in Rom herrschte, als während seinem Konsulate. Die Bösen fürchteten ihn und hielten sich stille; die Guten konnten ungestört thätig seyn, und freuten sich ihres Lebens.

Nachdem also Cincinnatus die Ruhe, die er so sehr liebte, dem Volke wieder gegeben hatte, so verließ er den Glanz der Ehre, und flog seinem Landgute zu.

"Das Land lohnet mit ewiger Jugend, pflegte er zu sagen. Ländliche Luft ist mit Gesundheit gefüllt. — Die Schönheit der Blumen wird ein Bestandtheil des Menschen. Schminke soll man auf dem Lande sammeln. — Ländliche Unschuld der Sitten veredelt die Seele. „ Und Cincinnatus hatte Recht! Die Kraft der Gesundheit und der Reiz einer ewigen Jugend fallen mit dem Morgenthaue auf den glücklichen Landbewohner

ner vom reinen Himmel herab. — In der Luft, die auf dem Lande wehet, wohnt Lebenskraft, und der Zephyr, der da im Gebüsche säuselt, haucht Erquickung von sich. — Der Pinsel, der in ländlichen Fluren die Blumen so unnachahmlich malt, trägt auch diese Farbenmischung, diesen bewunderungswürdigen Schmelz auf die Menschenwange hin. — Der Purpur des Morgenroths, und der sanfte Glanz der am Abende hinscheidenden Sonne, sind Wohlthaten für den Menschen. — Mit dem Regen, der am Lande fällt, fällt Gesundheit aus der Wolke, und der Donner, der da im Felsengebürge wiederhallt, wecket Dufte aus dem Schooße der Erde und dem Kelche der Blumen, die der Menschen verjüngen. — Das Lied, welches der frohe Vogel in Lüften anstimmt, bringt Frohsinn in die Seele, und der heitere Blick des Landmanns, der fröhlich seinen Spaten schwingt, erinnert an den großen Werth einfacher Sitten. Herder sagt:

Mir gefällt des Freundes Entschluß, der,
dem Kerker der Mauern
Entronnen, sich sein Tusculum erwählt.
Warum thurmten Unsinnige wir die gehaueñen Felsen?

Zu fürchten etwa ihren schnellen Sturz?
Oder uns zu verbaun des Himmels glänzenden Anblick?
Zu rauben uns einander selbst die Luft?
Anders lebte voreinst in freyer und fröhlicher Unschuld,
Von solcher Thorheit fern, die junge Welt
Auf dem Lande. Da blühen unschuldige Freuden.
Sie füllen
Mit immer neuer Wollust unsre Brust.
Da schaut man den Himmel. Da raubt kein Nachbar den Tag uns.
Apoll aus frischen klaren Quellen beut
Trank des Genius uns. O, kennten die Menschen ihr Glück nur!
Gewiß, in finstre Städte barg es nicht
Unsre Mutter Natur, nicht hinter Schlösser und Riegel;
Für alle Blüthe auf offner Flur.
Wer nicht suchte, fand's. Wer reich ist ohne Procente,
Genießt. Sein Schatz ist, was die Erde baut:
Hier der rinnende Bach, sein Silber. Es steiget in Aehren
Sein Gold empor, und lacht an Bäumen ihm.

Dunkel im Laube verhüllt singt seine Kapelle. Da klaget,
Frohlockt und streitet seiner Sänger Chor.
Anders klagt in der Stadt der gefangene traurige Vogel;
Ein Sklave, der ihm seine Körnchen streut,
Glaubt, er singe dem Herrn. Mit jedem Tone verwünscht er
Den Wüterich, der ihm seine Freyheit stahl. —
Auf dem Lande beglückt die Natur; ihr Affe, die Kunst darf
Nur furchtsam dort und züchtig sich ihr nahn.
Schau' hier diesen Pallast, die grüne Laube, Gewölbt.
Von wenig dichten Zweigen birgt sie dich,
Wie den Persermonarch sein Haus von Zedern, und schenkt dir,
Was jenen flieht, gesunden süssen Schlaf.
Große Städte sind große Lasten. Der eignen Freuden
Beraubet, hascht nach fremden Freuden man.
Alles in ihnen ist gemalt, Gesichter und Wände,
Geberden, Worte, selbst das arme Herz.
Alles in ihnen ist von kostbarem Holz und von Marmor,
Von Holz und Marmor selbst auch Herr und Frau.

O, Landsarmuth, o, wie bist du reich!
Wenn man hungert, so ißt man dort, was jegliche Jahrszeit
An mannichfaltiger Erquickung dir
Froh gewährt. Der Pflug wird Tafel, das grünende Blatt wird
Ein reiner Teller für die schöne Frucht,
Reinliches Holz dein Krug, dein Wein die erfrischende Quelle,
Die frey von Giften dir Gesundheit strömt,
Und mit sanftem Geräusch zum Schlaf dich ladet. Indessen
Hoch über dir die Lerch' in Wolken singt,
Steigend auf und hernieder, und schießt dir nah an den Füssen
In ihr geliebtes kleines Furchennest.

Aber man muß so, gerade so auf dem Lande leben, wie Cincinnatus; man muß wie er rusticiren, wenn uns die Natur als ihre Kinder erkennen, und mit ihren Gaben lohnen soll.

Doch nicht lange war es dem weisen Römer vergönnt, sich dieser Gaben im Schooße seiner Familie zu erfreuen. Ein neues Bedürfniß des Staates forderte seine Hülfe; die Aequier und Volsker, die, ohngeachtet sie immer verloren, doch immer den Krieg erneuerten, thaten neue Einfälle in das römische Gebiet. Minutius, einer

von den Konsuln, die dem Cincinnatus in der Regierung gefolgt waren, wurde ihnen entgegen geschickt; aber Minutius fürchtete mehr überwunden zu werden, als er gewünscht hatte, selbst zu siegen. Das Heer war so viel als verloren; und Rom sah sich der größten Gefahr ausgesetzt. Cincinnatus war jetzt der einzige Mann, auf den Senat und Volk rechnen konnten. Man beschloß, ihn zum Diktator zu ernennen. Die Gesandten fanden ihn wieder wie vor in Bearbeitung seines Feldes. Er erstaunte, als man ihm die höchste Gewalt übertrug, noch mehr aber über die Ankunft der Vornehmsten im Senate, die ihm bey seiner Annäherung entgegen gekommen waren. Doch hatte diese unerwartete Würde keinen Einfluß auf die Einfachheit seiner Sitten. Cincinnatus war als Diktator eben der Mann, der er in seiner Einsamkeit hinter dem Pfluge war. Zu seinem Gehülfen ernannte er itzt einen armen Mann, — Tarquitus nannte man ihn, — der, gleich dem Cincinnatus, die Reichthümer verachtete, wenn sie zur Schande leiteten. Tarquitus war von patricischer Familie, muthig und tapfer, aber so arm, daß er nicht im Stande war, sich in den Besitz eines Pferdes zu setzen, und immer nur als Fuß-

gänger für sein Vaterland fechten mußte. — Also wurde die Rettung einer großen Nation einem Landmanne, der vom Pfluge genommen, und einem gemeinen Soldaten, der aus dem Hefen des Heeres ausgesucht war, anvertraut.

Alsbald Cincinnatus in Rom eintraf, lud er jeden waffenfähigen Mann auf den Kampus Martius. Tausende folgten seinem Winke, und schon am folgenden Tage zog der Diktator an der Spitze einer mächtigen Armee gegen die Feinde. Wie er sich ihnen näherte, so stieg auch das Schrecken derselben. Es kam zu einem Treffen, und Cincinnatus siegte. Er schenkte den Besiegten das Leben, nöthigte sie aber, zum Zeichen der Sklaverey, unter dem Joche herzugehen, welches aus zweenen gerade aufgerichteten Spießen, über die ein anderer queerüber lief, bestand. Ihre Officiere und Generale machte er zu Kriegsgefangenen, um mit ihnen seinen Triumph zu verherrlichen. Die Plünderung des feindlichen Lagers überließ er ganz seinen Soldaten, ohne das geringste für sich selbst in Anspruch zu nehmen, oder an seine Freunde zu verschenken.

Ein ehrenvoller Friede wurde geschlossen; Rom war gerettet. Cincinnatus sollte

nun auf eine glänzende Art belohnt werden; aber der uneigennützige Mann schlug jede Belohnung aus, legte seine Diktatur nieder, und bat, auf sein Landgut wieder rückkehren zu dürfen, dahin, wo der Mensch der Natur am nächsten ist, wo für ihn, wenn sein Sinn noch nicht ganz verdorben ist, Frohsinn und Zufriedenheit quellen, und die schöne Harmonie zwischen Körper und Seele erzeugt wird; dahin, wohin wir endlich alle, wenn ich nicht sehr irre, auch durch politische Verhältnisse genöthigt, wenigstens zuweilen werden rückkehren müssen, um der Mutter Natur und Erde eine Genugthuung zu geben, von der wir uns in jedem Betrachte zu sehr entfernt haben.

Cincinnatus war der glücklichste, wann er sein Feld bestellen konnte, glücklicher als Diktator Roms; er fühlte es, und darum hatte auch jede andere Belohnung keinen Werth für ihn. Dem Vaterlande genützt zu haben, — war sein Stolz; sich auch selbst zu leben, sein Wunsch —

IX.

Virginia.

(Im Jahre der Stadt 302.)

Die sechzehnjährige Virginia galt, nach dem allgemeinen Urtheile, für die erste weibliche Schönheit Roms. Dem Holden und Einnehmenden ihrer Gesichtszüge, der Grazie ihres ganzen Wesens huldigte jeder, der sie sah. Ihre Reize, welche durch alle die Unschuld jungfräulicher Sittsamkeit noch mehr erhöhet wurden, wirkten mächtig auf jedes Herz, und gewannen ihr Liebe und Achtung. Mit der vortrefflichsten Herzens- und Geistesbildung verband sie alle die Geschicklichkeiten, die ihrem Geschlechte zur Zierde gereichen. Allenthalben sprach man von ihr, und rühmte die Vorzüge, durch welche sie sich vor so vielen auszeichnete. — Appius, einer der Decemviren, die damals die unumschränkteste Gewalt in Rom besaßen, hörte von dem Mädchen. Man schilderte sie ihm als eine Göttinn in Menschengestalt, und

der leidenschaftliche Decemvir entbrannte vor Begierde, so zu sehen. Klaudius, ein Mann, der schon lange sich als Werkzeug der Lüste desselben brauchen ließ, sorgte dafür, daß Appius ungestört Virginien, als sie im Tempel bethete, beobachten konnte. Seine Leidenschaft stieg auf's höchste.

Appius. Ich muß sie besitzen!

Klaudius. Virginius, der Centurio, bewahret das Mädchen, wie seinen Augapfel. Sie kömmt von der Seite des Vaters nicht. Dicht hinter ihr stand er im Tempel; und Volturia ihre Erzieherinn hat Argus-Augen.

Appius. Weis der erfindsame Klaudius kein Mittel, diese Hindernisse aus dem Wege zu räumen?

Klaudius. Virginia ist der Liebling des Volks, verlobt mit Icilius dem Tribun, Gewalt ist hier gefährlich.

Appius. Rechne auf die vielvermögende Dankbarkeit eines Decemvirs! Appius muß zum Besitze des Mädchens gelangen, wenn auch halb Rom darüber zu Grunde gienge!

Klaudius. Nur noch wenige Augenblicke, Decemvir, und ich habe einen Plan entworfen, der seines Endzwecks nicht verfehlen soll.

Appius. Groß ist der Lohn, den ich

dir bestimme! Diese Gemme, — sie ist von nicht geringem Werthe, — diene dir vor der Hand zur Aufmunterung. — Bist du mit deinem Plane zu Stande?

Klaudius. Ja, Decemvir —

Appius. Ich bin begierig, ihn zu hören.

Klaudius. Schicke den Vater zum Heere, sende den Verlobten des Mädchens nach einer entlegenen Provinz; beyde sind uns überflüssig.

Appius. Es soll geschehen! Und dann —

Klaudius. Tritt Klaudius auf und bemächtiget sich Virginiens als seiner ihm geraubten Sklavin. Meine Beweise wirst du als Richter, vor dessen Tribunale die Sache entschieden werden wird, wohl nicht entkräften. Ist das Mädchen mir zuerkannt, so, Decemvir, sind wir am Ziele.

Der schändliche Plan wurde vom Appius gebilligt. Noch am selbigen Tage erhielten Virginius und Icilius den Befehl, sich im Dienste des Staates von Rom zu entfernen. Unter der Aufsicht Voltuxiens blieb Virginia. Von ihr begleitet, befand sie sich eben in einer der öffentlichen Schulen, als Klaudius wie wüthend hereinstürzte, das Mädchen in seine Ar-

me nahm und ausrief: "Virginia ist mein Eigenthum, unwiderleglich sind meine Rechte auf das Mädchen; vor dem Richterstuhle des Decemvirats will ich es beweisen!„ Die Lehrer erstaunten; Volturia wußte sich nicht zu benehmen; Virginia rang weinend die Hände. Auf seinen Armen trug sie Klaudius durch die Strassen der Stadt. Eine zahllose Menge Volks umgab ihn, und folgte seinen Schritten. Volturia eilte dem Zuge nach. Man versammelte sich auf dem Foro; Appius saß am Tribunale.

Klaudius. Die Gesetze Roms wachen über die Rechte jedes einzelnen Bürgers! Decemvir, laß' sie über meine Angelegenheit entscheiden.

Appius. Die Gesetze Roms entscheiden für die Sache der Gerechtigkeit. — Deine Klage —

Klaudius. Vor fünfzehn Jahren ward dieses Mädchen in einem Hause von einer Sklavinn gebohren. Die Mutter verkaufte das Kind an die Gattinn des Virginius und entfloh. Vergebens forschte ich nach Mutter und Kind. Erst itzt finde ich das letztere. Unverwerfliche Zeugen werden beweisen, daß dieses Kind Virginia ist.

Appius. Führe die Zeugen vor.

Klaudius. Binnen wenigen Tagen er-

scheinen sie vor dir, Decemvir. Als Diener des Staats sind sie entfernt von Rom. Bis dahin fordere ich, daß Virginia meiner Verwahrung übergeben werde.

Volturia. Richter, sey gerecht, höre nicht auf das boshafte Gewebe von Lügen dieses Mannes. Virginius ist der Vater des Mädchens!

Klaudius. Virginius beweise es!

Appius. Ohne diesen zu hören, kann der Richter nicht entscheiden. Indeß sey Virginia dem Klaudius anvertraut. — Noch heute wird der Centurio einberufen. Ist Virginia seine Tochter; die Gesetze werden sie ihm nicht vorenthalten. Der morgige Tag ist dieser Untersuchung geweiht.

Mit Thränen verließ Volturia das Forum. Murrend gieng das Volk auseinander. Mit Ungeduld erwartete jedermann den folgenden Tag. Die Freunde des Virginius sandten Eilbothen an denselben, die ihn von dem Vorfalle unterrichten sollten. Nur sechs Stunden weit war Virginius von Rom entfernt; die Nachricht kam bald zu seinen Ohren. Schon war er auf dem Wege nach Rom, als des Decemvirs Briefe bey den Generalen der Armee ankamen, worinn diesen aufgetragen wurde, sich des Centurio zu versichern, weil seine Gegenwart in der Stadt leicht einen Aufruhr unter dem

Volke veranlassen könnte. Denn nie war Appius gesinnt, Virginiens Vater seine Beweise führen zu lassen.

Voll Unwillen und heisser Begierde nach Rache, traf schon am frühen Morgen der so sehr gekränkte Virginius in Rom ein. Sein erster Gang war zu Klaudius. Klaudius erschrack bey dem Anblicke des Mannes, der so unerwartet kam, und vom Volke unterstützt, seine geraubte Tochter forderte. Er befürchtete, daß Virginius unläugbare Beweise für seine Vaterschaft vorbringen dürfte, und sann auf Mittel, sie zu entkräften. Eine Sklavin, die er mit Gold blendete, versprach ihm, im nöthigen Falle zu schwören, daß sie Virginien an die bereits verstorbene Gattinn ihres vermeinten Vaters verkauft habe. — Die Stunde der gerichtlichen Versammlung nahte herbey. Eine ungeheure Menge Volks stand vor dem Tribunale, und erwartete mit Ungeduld die Eröffnung des Gerichts. Virginius, seine Tochter und Klaudius erschienen. Man gab das Zeichen von der Ankunft des Richters. Zornig funkelte das Auge des Decemvirs, als es Virginius erblickte. Klaudius gab dem Richter einen Wink, weniger besorgt zu seyn und sich zu fassen.

Appius. Durch Zeugen erhärtet Klaudius, daß Virginia die Tochter einer seiner Sklavinnen sey, mithin ein unantastbares Eigenthum seines Hauses.

Virginius. Höre mich, Decemvir und urtheile. — Mein ist diese Virginia; unter dem versammelten Volke hier sind viele, die sich noch der Stunde erinnern, in welcher meine Gattinn dieses Mädchen gebahr, viele, die Zeugnisse geben können, daß die verstorbene Mutter ihr Kind selbst gesäugt habe.

Klaudius. Und wenn das gesammte Volk dir zeugte, Virginius, so beweiset dieß nur höchstens, daß die Verstorbene Mutter gewesen, nicht aber, daß sie Mutter dieses Mädchens gewesen sey.

Virginius. Beym Jupiter, sie war es! Wer Vitulinen kannte, sehe Virginien an; auffallend ist die Aehnlichkeit zwischen Mutter und Tochter

Appius. Doch nie Beweis, daß du Vater bist.

Virginius. Es ist höchst unwahrscheinlich, Decemvir, daß ein Ehepaar, das selbst Kinder hat, noch ein fremdes in seine Familie aufnehme.

Appius. Aber nicht unmöglich.

Virginius. Im Nacken trage ich eine

Warze; dasselbe Merkmal und am selbigen Orte hat auch Virginia.

Appius. Zufall.

Virginius. Bey den unsterblichen Göttern! Lasset die Natur entscheiden, fraget das Mädchen nach den Gefühlen ihres Herzens, fraget sie, ob ihr Herz mich nicht Vater nennt.

Appius. Kein Beweis vor dem Tribunale des Richters.

Virginius. Wohlan, so beweise Klaudius seine Behauptung!

Klaudius. Diese Sklavinn rede.

Die Sklavinn. Der Wahrheit zur Steuer bekenne ich, daß ich dieses Mädchen, wenige Tage nach ihrer Geburt, von der Mutter selbst mit dem Auftrage empfangen habe, sie an die Gemahlinn des Virginius zu verkaufen. Gewinnsucht, und Begierde nach Freyheit verleiteten mich zu dieser That. Ich entfloh mit der Mutter des Kindes, die vor wenigen Jahren in Gallien in meinen Armen starb. Mit dem Tode ringend beschwur sie mich, nach Rom zurückzukehren, und die schändliche That dem rechtmäßigen Herrn des Mädchens zu entdecken. Ich versprach es, und Klaudius ist Zeuge, daß ich treu mein Wort gehalten. Der Vater des Mädchens ward kurz vor der Entbindung

der Mutter in einem feindlichen Gefechte getödtet.

Appius. Kannst du diese Aussage mit einem feyerlichen Eide bekräftigen.

Die Sklavinn. Ich kann es.

Klaudius. Verlangst du, Decemvir, noch mehrere Zeugen, so bin ich bereit, sie aus den Provinzen zu rufen.

Appius. Sind überflüßig. Ich selbst trete als Zeuge für die Wahrheit deiner Behauptung auf. Mein Gewissen verbindet mich dazu. — Der größte Theil dieser Versammlung weiß, daß ich Vormund des Klaudius war. Sehr bald erfuhr ich, daß er ein Recht auf dieses Mädchen habe; aber öffentliche Geschäfte des Staats und Uneinigkeiten im Volke hinderten mich, ihm zu seinem Rechte verhilflich zu seyn. Doch nie ist es zu spät, dem Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, dem sie gebührt. — Vermöge der Gewalt, welche mir zum gemeinen Besten anvertrauet worden, spreche ich hiermit Virginien dem Kläger Klaudius als sein Eigenthum zu. — Gehet Liktoren, zerstreuet das Volk, und machet dem Herrn Raum, daß er seine Sklavinn in Besitz nehmen kann.

Die Liktoren gehorchten, trieben das Volk aus einander, bemächtigten sich Virginiens, und wollten sie dem Klaudius

über-

überliefern, als Virginius vor den Richterstuhl hintrat, und mit thränenden Augen bat, das letzte Lebewohl noch derjenigen sagen zu dürfen, die er so lange als Vater geliebt hätte. Appius willigte ein, doch mit der Bedingung, daß es in seiner Gegenwart geschehe. Virginius schloß, von den quälendsten Schmerzen durchdrungen, das in Thränen schwimmende halb ohnmächtige Mädchen in seine Arme, unterstützte eine Zeitlang ihren Kopf auf seiner Brust, und trocknete mit ihren Haaren die Thränen ab, die von ihrem erblaßten Gesichte herabrollten. Unvermerkt zog er einen Dolch aus seinem Busen, stieß ihn in die Brust Virginiens und rief aus: "Stirb, Unglückliche, von der Hand deines Vaters! Dieß allein kann deine Ehre und deine Freyheit retten! „ Den von dem Blute der Getödteten rauchenden Dolch hob er nun in die Höhe und schrie fürchterlich: "Appius! Bey diesem Blute der Unschuld weihe ich deinen Kopf den Göttern der Hölle. „ Indem er dieses sagte, lief er, das blutige Werkzeug in der Hand haltend, und Tod jedem sich ihm Widersetzenden drohend, durch die Stadt, und forderte das Volk wüthend zur Rache auf. Er verfügte sich zu dem Heere, um eine

gleiche Flamme in demselben zu entzünden. Die Folge davon war, daß das Decemvirat aufgehoben, und die vorige Regierungsform wieder hergestellet wurde.

X.

Furius Kamillus.

(Im Jahre der Stadt 347—388.)

Viel hatte Rom von den Vejentern bisher gelitten. Wo sie einfielen, fielen sie als Barbaren ein, die alle Gefühle der Menschlichkeit mit Füssen traten. Mord gieng vor ihnen her, Verheerung zog ihnen nach. Der Senat und das Volk, dieser Grausamkeiten schon müde, faßten den Entschluß, sich auf das nachdrücklichste an einem Feinde zu rächen, dem nichts heilig, nichts theuer war, den Entschluß, Veji, die Hauptstadt, zu belagern, wenn gleich dieser Versuch Rom selbst in Gefahr setzen sollte. Veji war lange Zeit ein blühender, starker und furchtbarer Ort gewesen. Die Stadt lag auf einem steilen Felsen. Die Natur selbst hatte sie befestigt. Jeder Einwohner

derselben war ein Held. Aber auch nur die Helden Roms waren es, die gegen sie rückten, und den feyerlichen Schwur thaten: „Veji falle, es koste, was es wolle!“ Zehn Jahre währte die Belagerung. Rom war seiner Erschöpfung nahe, und noch fiel Veji nicht. Man zitterte vor den Folgen so vieles verlornen Blutes und Geldes, man fürchtete eine schreckenvolle Zukunft, und war schon daran, von einem Orte auch mit Schande abzuziehen, wo nichts, als Verderben zu wohnen schien. Furius Camillus, der jetzt zum Diktator erwählet wurde, tröstete die Kleinmüthigen, und versprach diesen langwierigen Krieg zu enden, ohne daß sich Rom entehre.

Kamillus war ein Mann, der sich ohne alle Intrigue und Kabale zu den höchsten Ehren im Staate empor geschwungen hatte. Als Censor erwarb er sich den allgemeinsten Beyfall; als Kriegstribun bewunderte man an ihm eine nicht gemeine Tapferkeit und Klugheit, und hielt ihn nun für den würdigsten, dem Vaterlande bey diesen dringenden Umständen zu dienen. Sobald er zum Diktator erwählt war, strömte das Volk in Haufen herbey, um unter ihm Dienste zu nehmen, weil es nicht zweifelte, daß es unter einem so erfahrnen Feld-

herrn glücklich seyn würde. Kamillus bewies auch wirklich, daß er der Mann war, für den ihn Rom hielt. In kurzer Zeit schlug er die Falisker, eines von den kleinen Völkern, die sich gegen die Römer verbunden hatten, mit grossem Verlust ihres Heeres; eben so begegnete er den Kapenatern, und wandte jetzt seine Kräfte dazu an, die Belagerung von Veji muthig fortzusetzen. Die Festung mit Sturm zu erobern lag nicht in seinem Plane. Minen sollten ihn unter der Erde mitten in die Stadt führen. Es war eine Riesenarbeit; aber Kamillus war auch ein Riese, und brachte sie zu Stande. Die Mine öffnete sich in der Citadelle von Veji. Eines glücklichen Erfolges gewiß lud er die Römer zur Plünderung der Hauptstadt der Vejenter ein. Tausende kamen, und vereinigten sich mit seinen Truppen. Der unterirdische Weg wurde jauchzend betreten, und die sorglosen Einwohner der Feste sahen mit einemmale, zitternd und bebend, Roms Legionen in ihrer Mitte. Die Plünderung gieng vor sich, und Veji wurde, gleich einem andern Troja, nach einem Zeitraume von zehn Jahren, wo man es unausgesetzt belagerte, erobert, und bereicherte mit seiner Beute die Sieger.

Kamillus, voll Entzücken über die Ehre, die Nebenbuhlerinn seiner Vaterstadt bezwungen zu haben, hielt einen königlichen Triumph. Vier milchweiße Pferde zogen seinen Wagen. Der größte Theil der Zuschauer fand es anstößig, und grollte heimlich dem Triumphator, der doch Rom aus einer Lage gerissen hatte, in der es sich verblutet haben würde. — Bald nachher glaubte man noch wichtigere Ursachen zum Mißvergnügen mit Kamillus zu finden. Die Tribunen hatten den Vorschlag gethan, der Senat und das Volk sollten in zween Theile getheilt werden, deren einer in Rom bleiben, der andere aber sich zu Veji niederlassen sollte. Kamillus setzte sich dagegen, und der Vorschlag der Tribunen blieb unausgeführt. Sie wurden seine Feinde. — Von der Beute, die man zu Veji machte, forderte er den zehnten Theil um ihn im Tempel des Apollo niederzulegen, und so sein Gelübde zu erfüllen. — Abermals eine Ursache, die ihm Haß beym Volke zuzog. — Kamillus, sich seiner Tugend bewußt, achtete nicht darauf. Beseelt von Vaterlandsliebe, griff er neuerdings die Falisker an. Sein gewöhnliches Glück begleitete ihn auch hier. Er schlug ihr Heer, und zwang Falerii, die

Hauptstadt, sich zu ergeben. Die Uebergabe dieses kleinen Orts würde kaum erwähnt zu werden verdienen, wäre es nicht wegen einer Handlung des römischen Generals, die ihm bey der Nachwelt mehr Ehre gebracht hat, als alle seine andern Triumphe zusammengenommen. Ein öffentlicher Lehrer der Jugend von Falerii, welcher über die Kinder der vornehmsten Bürger der Stadt die Aufsicht hatte, fand Mittel sie in das Lager des Kamillus zu führen.

Der Lehrer. Feldherr, wie lohnst du den Mann, der dir Falerii in die Hände liefert?

Kamillus. Wie's einem Römer ziert.

Der Lehrer. Diese Kinder sind Söhne und Töchter der ersten Bürger der Hauptstadt; ich übergebe sie dir.

Kamillus. Was soll Kamillus mit den Kindern?

Der Lehrer. Sich ihrer als des sichersten Mittels bedienen, Falerii zur Uebergabe zu zwingen.

Kamillus. Bist du ein Falerianer?

Der Lehrer. Falerianer der Geburt, nicht der Gesinnung nach. Ich erkläre mich für Rom.

Kamillus. Dein Geschäfte? Dein Beruf?

Der Lehrer. Oeffentlicher Jugendlehrer der Stadt.

Der Feldherr erstaunte über die Verrätherey dieses Nichtswürdigen, dessen Pflicht es war, die Unschuld zu beschützen. Er betrachtete den Elenden eine Zeitlang mit einem finstern Blicke, bis er endlich Worte fand, und im edlen Unwillen ausrief:

„Niederträchtiger Bösewicht! Wie konntest du es wagen mit einem so abscheulichen Vorschlage vor mir zu erscheinen? Ist Rom gleich Feind von Falerii, so giebt es doch natürliche Bande, die den Menschen mit den Menschen verbinden, und nie sollten gebrochen werden. Es giebt Pflichten, die man sowohl im Kriege, als im Frieden von uns fordern kann, die wir nicht ungestraft verletzen dürfen. — Rom ficht nicht gegen ein zartes, unschuldiges Alter; sondern gegen Männer; gegen Männer, die ihm freylich übel begegnet sind, deren Verbrechen aber doch als Tugenden erscheinen, wenn man sie mit dem deinigen vergleicht. — Gegen solche niederträchtige Kunstgriffe befiehlt mir meine Pflicht bloß römische Künste, die Künste der Tapferkeit und der Waffen zu gebrauchen."

Der Lehrer. Schone meines Alters,

Feldherr! Ueberliefere mich nicht den Händen der Falerier!

Kamillus. Man entkleide den Böse-wicht, binde ihm die Hände auf den Rücken.

Der Lehrer. Erbarmung, Feldherr!

Kamillus. Hattest du sie mit dieser zarten Jugend? Deine eigenen Schüler sollen dich mit Schlägen in deine Vaterstadt treiben. — Fort, Bube! Man begleite ihn und die Kinder.

Dieses edelmüthige Betragen des Kamillus setzte die Obrigkeit der Stadt in Erstaunen. Falerii unterwarf sich dem Senate Roms, und überließ es dem Kamillus, die Bedingungen der Uebergabe zu bestimmen.

Während daß Kamillus eine der schönsten Thaten bey Falerii übte, standen die Tribunen in Rom gegen ihn auf, und klagten ihn vor dem Gerichte des Volkes an. Sie beschuldigten ihn, daß er einen Theil der zu Veji gemachten Beute, vornehmlich zwey Thore von Erz, zu seinem eigenen Gebrauche zurückbehalten habe, und setzten den Tag fest, an welchem er vor dem Volksgerichte erscheinen sollte.

Kamillus verabscheute das undankbare Volk, nahm von seiner Familie Abschied, und eilte den Thoren Roms zu-

um es auf ewig zu verlassen. Hier stand er mit einemmale stille, wandte sich gegen das Kapitol, hob seine Hände gen Himmel, und flehte die Götter an, daß sein Vaterland einst die an ihm begangene Ungerechtigkeit und Undankbarkeit erkennen möchte. — Er verfügte sich nach Ardea, wo er erfuhr, daß man ihn zu einer Geldbuße von funfzehn hundert Aß verurtheilt habe.

Die Tribunen jubelten, daß es ihnen glückte, über diesen großen Mann zu triumphiren; allein sie fanden bald Ursache, ihre Ungerechtigkeit zu bereuen, und den Beystand eines Mannes zu wünschen, der allein im Stande war, ihr Vaterland vom Untergange zu retten. Ein schrecklicherer und furchtbarerer Feind hob sich jetzt gegen die Römer auf, als sie noch je einen gehabt hatten. Die Gallier, eine barbarische Nation, von ausserordentlicher Tapferkeit, ungewöhnlicher Größe, fürchterlichem Anblick, und wild in ihren Sitten, näherten sich dem römischen Gebiethe. Brennus, ihr König, führte sie an. Wo sie durchzogen, verbreiteten sie Schrecken um sich her. Allein die Wuth und der Ungestüm dieses wilden Volks war bloß auf Rom gerichtet.

Sechs Kriegstribunen standen damals dem römischen Heere vor. Die Anzahl desselben, welche sich auf vierzig tausend Mann belief, gab der Gallischen Macht nicht viel nach. Beyde Armeen begegneten einander an dem Fluße Allja fünf Stunden von der Stadt, beyde voll Zuversicht zu siegen, beyde gleich abgeneigt, eine Niederlage zu überleben. Die Truppen stellten sich in Schlachtordnung. Die Römer breiteten ihre Flügel aus, damit sie nicht umringt würden, und hatten ihre besten Legionen auf den Flügeln. Die Gallier hingegen sammelten den Kern ihrer Mannschaft in die Mitte, und thaten mit diesen den allerhitzigsten Angriff. Die Mitte des römischen Heeres, unfähig Widerstand zu leisten, gab gleich im Anfange des Gefechtes nach. Die beyden Flügel, von einander getrennt, konnten sich nur schwach vertheidigen. Eine Vereinigung war unmöglich. Es erfolgte eine Niederlage, in welcher die Römer alle Kraft, nicht allein zu widerstehen, sondern selbst zu fliehen verloren zu haben schienen. Nichts, als Schrecken und blinde Verwirrung herrschten in ihren zerstreuten Haufen. Die elenden Ueberbleibsel ihrer Armee ertranken theils in der Tiber, über welche sie zu setzen suchten, theils nahmen sie ihre Zuflucht nach

Veji, indeß nur einige wenige mit der schrecklichen Nachricht einer gänzlichen Niederlage nach Rom rückkehrten. Nur wenige waffenfähige Einwohner zählte Rom. Diese warfen sich in das Kapitol, um eine Belagerung auszuhalten. Der übrige Theil des Volks, eine arme unbehülfliche Menge von Greisen, Weibern und Kindern, bemühte sich, entweder in den benachbarten Städten Aufnahme zu finden, oder bequemte sich zu dem traurigen Entschlusse, die Wuth des Siegers zu erwarten, und ihr Leben mit dem Untergang ihrer Vaterstadt zu endigen. Vornehmlich beschlossen die alten Senatoren und Priester, von einem religiösen Enthusiasmus beseelt, durch die Aufopferung ihres Lebens die Verbrechen des Volks auszusöhnen. Sie liessen ihre elfenbeinenen Stühle nach dem Markte bringen, und harrten auf denselben, mit ihrem feyerlichem Ornate angethan, des Feindes. Drey Tage lang harrten sie. Endlich erschien Brennus mit seiner ganzen Macht vor den Mauern des beängsteten Roms. Der König erstaunte, als er die Mauern unbesetzt, und die Thore offen erblickte. Mit vieler Vorsicht zog er in die Stadt. Stille des Todes herrschte in derselben. Menschenleer waren Häuser und Strassen. Auf dem

Markte saßen die Senatoren und Priester, im tiefen Schweigen, unbewegt und unerschrocken. Der glänzende Anzug, der majestätische Ernst, und die ehrwürdigen Blicke dieser Greise, welche alle zu ihrer Zeit die höchsten Würden des Staats verwaltet hatten, flößten den barbarischen Feinden Ehrfurcht ein; sie hielten sie für die Schutzgottheiten Roms, und fiengen an sie anzubethen. Doch einer aus den Gglliern war so dreist, daß er sich dem Senator Papirius näherte, und ihn beym Barte nahm. Einen solchen Schimpf konnte der edle Römer nicht gleichgültig ansehen; er hob seinen elfenbeinenen Stab auf, und schlug den Verwegenen zu Boden. Dieß war das Zeichen zu einer allgemeinen Niedermetzelung. Papirius fiel zuerst, und dann die übrigen Senatoren und Priester, alle drey Tage fuhren die grausamen Sieger fort zu morden, ohne weder Geschlecht noch Alter zu schonen, und endeten damit, daß sie die ganze Stadt in Asche legten, das einzige Kapitol ausgenommen, war alles ein weiter Schauplatz von Elend, Verwüstung und Verzweiflung. Alle die prächtigen Gebäude, welche vor kurzem noch Roms Stolz waren, lagen jetzt in einem ungestalten Haufen von Ruinen begraben, und ein gleiches

Schicksal stand auch dem Kapitol bevor. Schon über sechs Monate belagerten die Gallier diese Festung. Der Vorrath der Besatzung war beynahe aufgezehrt; ihre Anzahl verminderte sich durch die anhaltenden Beschwerlichkeiten täglich, und es schien, als hätten die höhern Mächte selbst das Verderben derselben beschlossen. Schon war jeder Einzelne zum Tode bereit. Doch mit einemmale kam Trost in die beängsteten Herzen. Man erblickte einen Mann, der den Felsen herauf klomm, und durch das Schwingen eines weissen Tuches den Belagerten ankündigte, daß sie frohe Nachrichten von ihm zu gewärtigen. Es war Pontius Kominius, den Kamillus abgeschickt hatte, die Verzweiflenden aufzurichten.

Ein Konsul. Kamillus, sagst du, eilt seinen Römern zu Hilfe?

Pontius Kominius. Eben der Kamillus, den ihr mit Undankbarkeit lohntet, wird euer Retter. An der Spitze eines zahlreichen tapfern Heeres eilt er, euch vom Feinde zu befreyen. Schon erfuhr ein grosser Theil der Gallier die Macht seines Schwertes.

Der Konsul. Vermelde dem edlen Manne, daß uns diese Nachricht zu gleicher Zeit mit Entzücken und Scham erfülle; daß wir ihn als unsern Diktator erkennen und

bereit sind, Blut und Leben für ihn zu opfern.

Pontius Kominius. Versprecht nicht zu viel; Kamillus glaubt den Worten der Römer nicht.

Der Konsul. Kamillus soll Thaten sehen.

Der Bothe nahm wieder den Weg, den er gekommen war. Mit der äussersten Lebensgefahr ließ er sich den kapitolinischen Felsen hinab, stürzte sich in die Tiber, schwamm hindurch, und durcharbeitete Sümpfe und Moräste, um sich den Augen der feindlichen Wachen zu entziehen.

Indessen versuchte Brennus das Kapitol mit Sturm zu erobern; man hatte schon wirklich die ersten Mauern erstiegen. Fest schliefen die römischen Wachen; die Hunde in der Citadelle schlugen gar nicht an. Alles versprach dem Feinde einen augenblicklichen Sieg. Doch ein starkes Geschnatter einiger der Göttinn Juno geweihten Gänse, die in ihrem Tempel unterhalten wurden, weckte die Besatzung aus dem Schlafe. Die Belagerten wurden die bevorstehende Gefahr inne. Jeder griff zu den Waffen, die er zuerst fand. Manlius, ein Patricier von bekannter Tapferkeit, war der erste, der alle seine Stärke anwandte, und seine Mit-

bürger durch sein Beyspiel belebte. Kühn stieg er auf die Mauern des Kapitols, und stürzte mit einem Stoße zween Gallier von dem steilen Felsen herab. Alsbald kamen ihm noch andere zu Hülfe, und so wurden die Wälle in kurzer Zeit von den Feinden gereinigt.

Brennus, der die Unmöglichkeit sich des Kapitols zu bemächtigen einsah, war zum Abzuge nicht abgeneigt. Er verlangte tausend Pfund Gold. Die Belagerten willigten ein. Bey der Abwägung des Goldes suchten die Gallier das Gewicht zu verfälschen. Die Römer beklagten sich hierüber. Brennus warf trotzig sein Schwert mit dem Gehenke in die Wage, und rief aus, den Ueberwundenen komme nichts anders zu, als zu leiden. Die Römer schwiegen. Eben wollte Brennus das Lösegeld hinwegnehmen lassen, als Kamillus, mit dem Schwerte in der Hand, und von einem starken Heere begleitet, auftrat, und den Galliern den Weg verschränkte. „Halt', rief er, unsere Gewohnheit ist es noch immer gewesen, das Vaterland nicht mit Gold, sondern mit Eisen loszukaufen. Ich allein kann Frieden schliessen, da ich Roms Diktator bin; mein Schwert soll ihn erzwingen."

Bren-

Brennus war aus seiner Fassung gerathen. Kamillus gab das Zeichen zum Angriffe. Seine Legionen fochten mit einem unbeschreiblichen Muthe. Die Gallier wurden geschlagen. Roms Gebieth war von seinem Feinde befreyet, und bald hob sich die verwüstete Stadt, durch Mitwirkung des Diktators, aus ihren Trümmern wieder empor.

Diese glücklichen Thaten des Kamillus waren nur Vorbothen seiner künftigen Siege, deren einer auf den anderen folgte. Grau geworden im Dienste des Staates, verdienstvoll, wie es noch kein Römer war, hatte der grosse Mann dennoch mit Feinden seiner Person zu kämpfen, und die Undankbarkeit des Vaterlandes, das er so oft seinem Verderben entriß, zum Lohne. Geduldig trug er diese Kränkungen alle, und setzte bloß seine Rechtschaffenheit seinen Verfolgern entgegen. Im achtzigsten Jahre seines ruhmvollen Lebens, nachdem er beständig einen Muth bewiesen hatte, welcher durch keine Gefahr erschüttert, und einen Patriotismus, der durch nichts geschwächt werden konnte, raffte ihn die Pest hinweg.

XI.

Kurtius.

(Im Jahre der Stadt 391.)

Es war zur Stunde der Mitternacht, als ein schreckliches Toben der Elemente die Grundfesten Roms erschütterte. Verheerung drohte die schäumende Tiber, fürchterlich heulte der Sturm, der Himmel brannte, betäubend krachten die Donner, und die Erde erbebte. Der Augenblick der Vernichtung aller Wesen schien herangekommen zu seyn. Aengstlich schreyend liefen die Einwohner durch die Strassen; die Kuppeln der Tempel stürzten auf sie hernieder. Ausgetretene Flüsse der Gegend setzten die Stadt unter Wasser, und rissen Gebäude mit sich fort. Menschen und Thiere schwammen mit dem Tode ringend auf dem

Rücken der Wellen. Der Strahl des Blitzes tödtete Greise und Kinder und legte Paläste in Asche. Jammergeschrey stieg aus jedem Munde empor, und wilde Verzweiflung saß in jeden Gesichte. — Erst am Morgen erstummten die Donner und schwieg der Sturm. Eine schaudernde Stille folgte auf ein Entsetzen erregendes Getöse. In tiefe Schwermuth gehüllt betrachtete seufzend der noch zitternde Römer die Spuren der Verwüstung, und rang die Hände bey dem Anblicke eines namenlosen Elends; hier lagen die Leichen seiner Verwandten, seiner Wohlthäter, Eltern und Kinder, dort prächtige Tempel in Ruinen, hier zertrümmerte Hausgötter und Penaten, da Monumente des Verdienstes und Werke der Kunst im Schutte; dort beweinte eine trostlose Mutter ihren Säugling, den die Flammen verzehrten, hier wehklagte der gebeugte Vater über den Verlust seines hoffnungsvollen Sohnes, den der Blitz an seiner Seite tödtete. — Noch löschte man brennende Häuser, noch war man mit Rettung seiner Habe aus den Fluthen beschäftigt; noch suchten Gattinnen ihre Gemahle an den Ufern der Tiber, oder in den Tiefen der Schlünde, die sich in der fürchterlichsten der Nächte geöffnet hatten. — Die Ober-

priester und Auguren zogen bethend durch die Stadt. In Trauerkleider warfen sich die Senatoren, und begleiteten den Zug. Man kam auf das Forum. Ha! welch' eine Scene des Entsetzens! Ein unermeßlicher Abgrund stellte sich hier dem Auge dar. Weit von einander gedehnt gähnte sein Rachen. Stinkender Rauch mit Funken gemischt wälzte sich aus der Tiefe empor. Schauerlich braußte es im Innern des Abgrunds. Die Erde bebte weit umher. Die Oberpriester, Auguren und Senatoren standen wie erstarrt vor dem Schlunde.

Ein Oberpriester. Weh' Rom, weh' uns allen! Die allmächtigen Götter zörnen der Stadt, und ihren Bewohnern.

Ein Augur. Die Verbrechen des Volks beleidigten die Götter.

Der Konsul. Männer, dem Dienste der Gottheit geweiht, Auguren, unterrichtet in den Geheimnissen des Fluges der Vögel, was rathet ihr Rom?

Ein Senator. Seht, welche Flammen sich aus dem Schlunde erheben! Fürchterlich und schrecklich! Hört ihr das unterirdische Getöse? O! Verderben ist uns bereitet.

Der Konsul. Man berufe das Volk

in die Tempel, man fordere die unschuldige Jugend auf, daß sie vor dem Altare der Juno erscheine; man ordne Opfer an.

Zween Auguren. Ein Zug von Kranichen, — voll Bedeutung. —

Der Oberaugur. Wahrlich, die Götter verkündigen Rom große Dinge! Beugt eure Kniee. Jeder Mund schließe sich, und horche jedes Ohr.

Die Oberprieſter und die Senatoren fielen zur Erde. Ein gleiches that das versammelte Volk. Mitternächtliche Stille war unter Tausenden. In banger Erwartung schlug jedes Römerherz. Mit unverwandtem Blicke sahen die Auguren den Bewegungen der Kraniche zu. Diese verschwanden. Die zur Erde gestreckten hoben sich; ihre Seelen schienen an den Lippen des Oberaugurs zu hängen. Der Schlund tobte. Der Oberaugur sprach:

„Nur ein römischer Bürger, der in diesen Schlund sich stürzt, kann das Vaterland retten.“

Ein allgemeiner Schrecken verbreitete sich unter der Versammlung. Alles stand starr und betäubt wie leblos da. Keiner hatte den Muth, das große Opfer dem Vater-

lande zu bringen. Noch einmal sprach der Augur mit lauter Stimme:

„Nur ein römischer Bürger, der in diesen Schlund sich stürzt, kann das Vaterland retten!"

Traurig blickten die Senatoren einander an. Stärker tobte der Schlund. — Das Volk jammerte.

Zum drittenmal rief der Augur:

„Nur ein römischer Bürger, der in diesen Schlund sich stürzt, kann das Vaterland retten!"

„Kurtius ist dieser Bürger!" antwortete eine starke Stimme; und ein junger Mann, in der Rüstung eines Helden, ritt im vollen Galopp der Mündung des Schlundes zu, und stürzte sich sammt Pferd und Rüstung in den Abgrund.

Plötzlich schloß sich der Rachen des Schlundes, die finstern Wolken des Himmels theilten sich, und gaben Rom die liebliche Sonne wieder.

„Die Götter sind versöhnt! Heil Rom und Ehre dem Andenken seines Retters!" so riefen die Priester.

„Heil Rom und Ehre dem Andenken seines Retters!" antwortete das Volk.

Der Senat beschloß, die That des Kurtius durch ein Monument auf die Nachwelt

zu bringen; und die Familie des großen Patrioten zu belohnen.

Die Tempel wiederhallten von Dankgebethen. Oeffentliche Spiele wurden dem Volke gegeben. Der Name Kurtius war der allgemeine Ruf.

XII.

Manlius Torquatus, Titus Manlius der Sohn, und Decius Mus.

(Im Jahre der Stadt 411.)

Kaum hatte Rom Frieden mit den Samnitern geschlossen, als auch schon die Lateiner und Kampanier als Empörer aufstanden, und ihre Verbindung mit den Römern auflösen zu wollen Mine machten. Die erstern forderten, es sollte einer von den Konsulen, und die Hälfte des Senats aus ihrer Mitte erwählet werden. Rom sah mit Verachtung diese Forderung der Lateiner an, und schickte die beyden Konsulen Manlius Torquatus und Decius Mus mit einem ansehnlichen Heere gegen die Bundbrüchigen ab. Es erfolgte

ein Treffen, das sehr blutig war. In diesem Treffen zeugte sich die genaue Kriegszucht und der außerordentliche Patriotismus der Römer in einem solchen Grade, daß er mehr das Erstaunen, als die Bewunderung der Nachwelt erreget hat. Manlius ließ den Befehl ergehen, daß kein Soldat, die Reizung möchte seyn, welche sie wolle, unter Todesstrafe seine Glieder verlasse. — Beyde Armeen stellten sich in Schlachtordnung. Metius, der General der feindlichen Reuterey, ritt aus seiner Linie hervor, und forderte die Römer auf, ob nicht ein Jüngling aus ihnen einen Zweykampf mit ihm bestehen wollte. Eine Zeitlang hielt sich alles stille. Keiner wollte es wagen, den Befehl des Manlius zu übertreten. — Titus Manlius, des Konsuls eigener Sohn, faßte den Muth, dem feindlichen Befehlshaber die Spitze zu bieten. Er spornte sein Pferd, und stürzte wüthend auf Metius los. Beyde Armeen waren nun Zuschauer dieses hitzigen Gefechtes. Die Ritter trieben ihre Pferde mit großer Heftigkeit gegen einander. Metius verwundete das Pferd seines Feindes im Nacken; aber Manlius war glücklicher, und tödtete jenes des Metius. Der Lateiner suchte sich auf seinem Schilde zu halten; der Römer

streckte ihn todt zur Erde. — Mit der Rüstung des Getödteten erschien er vor dem Zelte seines Vaters, begleitet von seinen Freunden, die ihm ihren Beyfall zujauchzten. — Zu den Füssen des Vaters legte Titus die eroberte Rüstung des Feindes, und gab mit einer bescheidenen Miene zu verstehen, daß nur eine angebohrne Tapferkeit ihn zu diesem Schritte vermocht habe.

Manlius Torquatus. Unglücklicher, wem dienest du?

Titus Manlius. Dem Vaterlande.

Manlius Torquatus. Das Heer des Vaterlandes, wer führt dieses an? Antworte, unbesonnener Jüngling!

Titus Manlius. Manlius Torquatus.

Manlius Torquatus. Wenn Manlius Torquatus als Feldherr gebeut, wer spricht aus seinem Munde?

Titus Manlius. Das Vaterland.

Manlius Torquatus. Wer diese Befehle überschreitet, wen beleidigt dieser; den Feldherrn oder das Vaterland?

Titus Manlius. Das Vaterland.

Manlius Torquatus. Nimm diese Thräne des Vaters, Sohn, sie fließet deinem traurigen Schicksal, und nun höre des

Anführer des Heeres: Titus Manlius, du hast die Würde des Konsuls hintangesetzt, die Kriegszucht zerstört und ein Muster des Ungehorsams durch dein Beyspiel gegeben. In die schreckliche Nothwendigkeit bringet mich dieser Schritt, entweder meinen Sohn, oder mein Vaterland aufzuopfern. — Der Feldherr hat gewählt. Laß uns in dieser Wahl nicht wanken; tausend Leben wären in einer solchen Angelegenheit nicht zu kostbar. Ich hoffe es zu meinem Sohne, daß du dich nicht weigern wirst zu sterben, da ich die Vortheile deiner Leiden einärndten werde. Liktoren, bindet ihn, und laßt seinen Tod uns in Zukunft zum Beyspiele dienen.

Titus Manlius. Ich fürchte den Tod nicht; aber von der Hand des Vaters ist er bitter.

Manlius Tarquatus. Nicht der Vater, der Feldherr verdammet dich.

Titus Manlius. Laß mich die Hand des Vaters küssen.

Manlius Torquatus. Du lebst in meiner Seele — Liktoren, thut eure Schuldigkeit.

Die ganze Armee wurde mit Entsetzen über diesen unnatürlichen Befehl erfüllt; die Furcht hielt sie eine Zeitlang zurück; aber

als sie den Kopf ihres jungen Helden abgeschlagen, und sein Blut strömen sahen, da brachen ihre Herzen in Seufzer aus und Verwünschungen stammelten ihre Zungen.

Man brachte den Leichnahm des Jünglings aus dem Lager. Mit der Beute seines überwundenen Feindes geschmückt, begrub man ihn mit aller Pracht der kriegerischen Trauer.

Indessen nahm das Treffen von beyden Seiten seinen Anfang. Da beyde Heere oft unter den nämlichen Anführern gefochten hatten, so schlugen sie sich mit aller Erbitterung eines bürgerlichen Krieges. Die Lateiner verließen sich auf ihre körperliche Stärke; auf ihre unüberwindliche Tapferkeit und geschickte Anführung der Römer. Truppen, die sich so wenig nachgaben, schienen bloß den Schutz ihrer Gottheiten zu bedürfen, um den Sieg auf die eine oder die andere Seite zu neigen.

Die Auguren, die man seit lange her bey allen Vorfällen zu Rathe zog, sagten aus, wenn es einem Theile der römischen Armee mißglücken sollte, so sey es Pflicht des Anführers dieses Theiles, sich als ein Opfer den unsterblichen Göttern zu weihen, und als ein Opfer für sein Vaterland zu sterben.

Manlius führte den rechten, Decius den linken Flügel an. Lange fochten beyde mit zweifelhaftem Glücke; doch endlich fieng der linke Flügel der Römer an zu weichen.

Hier war es, wo Decius, nach der Aussage der Auguren, sich den Göttern zu weihen entschloß, um das ihm untergebene Heer zu retten.

Manlius, der Pontifex maximus war, weihete ihn ein. In einen langen Rock gekleidet, mit bedecktem Haupt, und nach vorwärts ausgestreckten Armen, auf einem Wurfspieße stehend, und den Blick jetzt gen den Himmel, und bald zur Erde richtend, rief er aus: „den Göttern des Himmels und den Göttern des Todtenreiches weihet sich hier Decius Mus für das Wohl seines Vaterlandes.“ Mit diesen Worten stieg er zu Pferde, stürzte mitten unter die Feinde, und verbreitete Schrecken und Bestürzung, wohin er kam, bis er endlich mit Wunden bedeckt niederfiel. —

Auf die Lateiner hatte diese Entschlossenheit keinen geringen Einfluß. Ihre Tapferkeit verließ sie. Manlius Torquatus siegte.

Dieß war das letzte Treffen von einiger Erheblichkeit, welches zwischen den Lateinern

und Römern vorfiel. Die erstern sahen sich gezwungen, unter harten Bedingungen um Frieden zu bitten; und als zwey Jahre nachher ihre stärkste Stadt Pädum erobert ward, so wurden sie vollends der römischen Oberherrschaft unterworfen.

XIII.

Regulus.

(Im Jahre der Stadt 474 — 513.)

Der erste punische Krieg beschäftigte itzt die Römer. Regulus wurde in Afrika zum Prokonsul ernannt, und erfocht seinem Vaterlande beträchtliche Siege. Glücklich in dem Beyfalle desselben, fuhr er fort, nach neuen Vortheilen zu ringen, und erwartete an den Ufern des Flusses Bograda die Karthaginenser.

Eine Schlange von ungeheurer Größe fiel hier seine Truppen an; sie schien gleichsam das Ufer zu bewachen. Ihre Länge betrug hundert und zwanzig Fuß, und ihre Schuppen durchdrang keine Waffe. Sie zischte fürchterlich, und giftig war der Odem, den sie aushauchte. Regulus entsetzte sich bey dem Anblicke des Ungeheuers. Die kühnsten Männer wurden ausgewählt, der Wuth desselben Trotz zu bieten; aber bald fielen sie als Opfer ihrer Kühnheit. Das Gift

der Schlange tödtete sie, oder sie wurden von ihrem Schwanze umschlungen und zerschmettert. Regulus beschloß, sie mit denjenigen Maschinen anzugreifen, mit welchen man die Mauern der Städte niederwarf. Lange widerstand die Schlange; doch endlich brach ein Stein, der von einer dieser Maschinen geworfen wurde, ihr das Rükgrad, und benahm ihr die Kraft sich zu bewegen. Erst itzt konnte man sie tödten. Das ganze Heer frohlockte; der herrlichste Sieg hätte ihm nicht mehr Freude verursachen können, als die Erlegung der Schlange. Regulus schickte ihre Haut nach Rom, wo man sie als eine Seltenheit der Natur bewunderte.

Die Karthaginenser, die dieses Ungeheuer kannten, und nie Muth genug hatten, sich ihm entgegen zu setzen, erstaunten bey der Nachricht, daß es die Römer besiegten. Sie flohen vor Regulus. Der Feldherr benützte diese Furcht und verfolgte sie mit raschen Schritten. Mehr als achtzig ihrer Städte unterwarfen sich ihm. In jedem Treffen behauptete er das Schlachtfeld. Die Karthaginenser baten um Frieden. Regulus, der sich schon als Herrn von Karthago betrachtete, that Forderungen, die die Grenzen der Mäßig-

keit

keit bey weitem überstiegen. Die Friedensunterhandlungen wurden eingestellt, und man rüstete sich von beyden Seiten zu einem neuen Kriege. Xantippus, ein Lacedämonischer General, war jetzt der Anführer der Karthaginenser. Er versicherte sie, daß ihre Armee bisher nicht die Stärke des Feindes, wohl aber die Unwissenheit ihrer Generale schlug. Er verlangte einen unbedingten Gehorsam, und versprach ihnen einen gewissen und ehrenvollen Sieg. Ganz Karthago schien durch die Ermunterung eines einzigen Fremden plötzlich aufzuleben; und fühlte bald nicht nur Hoffnung, sondern auch Zuversicht. Dieß waren die Gesinnungen, die der Griechische Feldherr in ihnen zu erwecken suchte. Als er sie reif sah, rückte er freudig den Römern entgegen. Das Glück war jetzt auf der Seite des Griechen. Die Römer wurden mit einer schrecklichen Niederlage in die Flucht geschlagen, und Regulus selbst wurde gefangen genommen.

Ein so großer und unerwarteter Sieg erfüllte die Strassen von Karthago mit unbändiger Freude. Alles wollte den Sieger sehen. Alles bewunderte den Xantippus. Doch bald verwandelte sich diese Bewunderung in Neid. Karthago fand den Ge-

danken unerträglich, daß es einem Fremden diejenige Sicherheit zu verdanken haben sollte, welche sich selbst zu verschaffen, es weder Geschicklichkeit noch Tugend genug besaß. Xantippus, der den unedlen Charakter der Karthaginenser kannte, forderte seine Entlassung und ein Schiff, um nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Karthago's Undankbarkeit bey dieser Gelegenheit war noch niederträchtiger, als sein voriger Haß. Man rüstete ein Schiff aus, das sich vor andern merklich auszeichnete. Man erwies tausend Ehrenbezeugungen dem Griechen, und nahm den rührendsten Abschied von ihm, indeß die Schiffsleute den geheimen Befehl erhielten, den Retter Karthago's und seine Gefährten über Bord zu werfen.

Ohngeachtet Karthago vom Kriegsglücke begünstiget wurde, so wünschte es dennoch, mit Rom Frieden zu schließen. Um diesen Zweck zu erreichen, glaubte man, würde Regulus, welcher bereits vier Jahre lang im Kerker mit Ketten beladen saß, das sicherste Werkzeug seyn. Man erwartete, daß er der langen Gefangenschaft und der Banden müde, sich mit Freuden alle Mühe geben werde, seine Mitbürger zu überreden, einen Krieg zu endigen, der nur seine Ge-

fangenschaft verlängerte. — Regulus wurde daher mit den Gesandten nach Rom abgeschickt; doch mußte er sich verpflichten, im Falle der Wunsch der Karthaginenser nicht erfüllt würde, wieder zurückzukehren. Ja man gab ihm sogar zu verstehen, daß sein Leben von dem Erfolge der Gesandtschaft abhienge.

Als dieser graue Feldherr sich mit Karthago's Gesandten Rom näherte, waren schon seine Freunde versammelt, ihn zu empfangen, und in die Stadt zu begleiten. Doch Regulus weigerte sich, auch nur einen Schritt weiter zu gehen. "Wär' ich nicht Sklave Karthago's, sagte er, ich würde eilen, meine Gattinn, meine Kinder an diese Brust zu drücken, würde eilen, meinem Volke mich zu zeigen; — aber als Karthago's Gefangener bin ich nicht fähig, an diesem Glücke und an den freyen Ehren meines Vaterlandes Theil zu nehmen.„

Da sich der Senat, wie gewöhnlich, außerhalb den Mauern versammelt hatte, um fremde Gesandten zu vernehmen, so eröffnete Regulus seinen Auftrag, wie er ihn von dem Rathe der Karthaginenser erhielt, und ihre Gesandten unterstützten seine Vorschläge. — Der Senat war nicht ab-

geneigt, Frieden zu schließen. Es schien die allgemeine Meinung zu seyn, daß die Feindschaft zwischen den beyden Staaten lange genug gedauert habe, und daß man sich alle Bedingungen gefallen lassen müsse, welche nicht nur den beyden Nationen die Ruhe, sondern auch einem alten tapfern General, welchen das Volk verehrte und liebte, die Freyheit wieder geben könnten. Es war nun noch übrig, daß Regulus selbst seine Meinung sagte. — Zu Jedermanns Erstaunen erklärte sich der Feldherr für die Fortsetzung des Krieges.

Der Konsul. Wie, du ratheſt zum Kriege?

Regulus. Diese Männer Karthagos sind Zeugen, daß ich mich des Auftrags, den Karthago mir gab, gewissenhaft entlediget habe. Ich trug Rom den Frieden im Namen Karthagos an. Als Regulus, als Römer bin ich für den Krieg.

Ein karthag. Gesandter. Denke auf deine Erhaltung.

Regulus. Die Erhaltung des Vaterlandes, das Beste Roms, gehet der Erhaltung, dem Besten eines Privatmannes vor. Ich müßte Roms Feind seyn, wenn ich zum Frieden riethe. — Die Hülfsquellen Karthagos sind erschöpft, das Volk durch

Beschwerlichkeiten ermüdet; Uneinigkeit herrschet unter dem Adel. Die besten Generale sind Roms Gefangene, Karthagos Truppen sind entnervt und feig. — Kommt, mein Geschäft ist vollendet.

Der Konsul. Der Senat bewundert deine Tugend, und ehret dich; aber er zittert für dein Schicksal, wenn du rückkehrst. Bleibe bey den Deinigen. Die Waffen Roms werden Karthago für dich antworten.

Regulus. Ich habe mein Wort Karthago gegeben. Keine Macht ist im Stande, mich zu bewegen, daß ich es breche. Lebt wohl!

Die Freunde des Regulus. Du bist Gatte und Vater!

Regulus. Aber auch Karthagos Gefangener.

Der Konsul. Karthago wird dich mißhandeln.

Regulus. Das wird es, aber sich nicht meinetwegen an meinem Vaterlande rächen. Lebt wohl! Regulus empfiehlt euch Marien und seine Kinder. — Die Götter segnen eure Waffen! — Ich nehme meine Ketten und erwarte den Tod.

Alles staunte die Entschlossenheit des ehrwürdigen Greises an. Tausend Segenswünsche folgten ihm nach. Die Karthagi-

nenfischen Gesandten selbst bewunderten am Regulus die Liebe für's Vaterland.

Grenzenlos war die Wuth der Karthaginenser, als sie erfuhren, daß der gefangene Feldherr statt den Frieden zu beschleunigen, zur Fortsetzung des Krieges gerathen hätte. Sie beschlossen, mit den ausgesuchtesten Martern, den bedauernswürdigen Greis zu bestrafen. Man schnitt ihm die Augenlieder ab, und warf ihn ins Gefängniß. Wenige Tage darauf setzte man den Leidenden der brennendsten Sonne aus, und ergötzte sich an seinem namenlosen Schmerz. — Noch waren dieß der Peinen nicht alle; die Bosheit ermüdete nicht, neue auszusinnen: Regulus wurde in ein Faß gethan, das man inwendig mit langen eisernen Spitzen beschlug, und von einer Anhöhe herab rollen ließ. Sein Körper wurde zerstochen. Eines langsamen entsetzlichen Todes starb der Held.

XIV.

Knejus Pompejus.

(Im Jahre der Stadt 670 — 706.)

Die Verdienste, die sich Knejus Pompejus um das Vaterland, um den Senat erworben hatte, machten ihn zum Lieblinge des Volks, und zum Günstlinge des römischen Rathes. Schon in seiner Jugend spielte er eine der thätigsten Rollen in der Staatsverwaltung, und gewann durch die Weisheit seines Benehmens und seiner Rathschläge, durch eine unbestechliche Gerechtigkeit und die Lauterkeit seiner Absichten das allgemeine Vertrauen; welches er noch mehr dadurch rechtfertigte, daß er auch vor dem Feinde einen unerschütterlichen Muth bewies, und alle seine Feldzüge mit dem ungetheilten Beyfalle der erfahrensten Feldherren und dem Ruhme eines tapfern Anführers krönte. Im Jünglingsalter triumphirte er schon in Afrika, trat als Sieger in Spanien

auf, und schwang sich, bloß durch seine Tugenden, zu der Würde des Konsulats empor.

Einem solchen Manne entschloß man sich nun, die Leitung einer Flotte zu übergeben, die gegen eine starke Anzahl von Seeräubern, die Cilicien zu ihrem vornehmsten Sammelplatze gewählt hatten, ausgerüstet war; voll der Zuversicht, daß Pompejus als Sieger rückkehren, und die ihm anvertraute Macht zum Vortheile Roms allein anwenden würde; eine Macht, die man jedem andern, der das allgemeine Vertrauen weniger als Pompejus besessen hätte, niemals so unumschränkt ertheilt haben würde. Er ward auf drey Jahre zum Admiral dieser Flotte erwählt, hatte volle Gewalt über das ganze mittelländische Meer und seine Küsten, auf denen er nach seiner Willkühr Soldaten und Matrosen werben konnte. Man gab ihm die Freyheit, so viel Geld aus dem öffentlichen Schatze zu fordern, als ihm zur Führung des Krieges nöthig dünken würde, und die feyerliche Versicherung, daß er nie zu irgend einer Rechenschaft gezogen werden sollte.

Bewundert und beneidet verließ Pompejus das feste Land, und kreuzte im mittelländischen Meere, indeß sich seine Legaten durch die verschiedenen Busen und Hafen desselben mit so vieler Einsicht und Klugheit

vertheilten, daß sich die Feinde bald genöthiget sahen, ihre Plätze zu verlassen, und nach Cilicien zu flüchten. Pompejus wollte sie nicht zerstreut, sondern an einem Orte versammelt angreifen. Mit sechzig seiner besten Schiffe verfolgte er die Fliehenden. Der Anblick seiner Flotte und der Name Pompejus machten einen so starken Eindruck auf die Seeräuber, daß sie sich dem Admiral auf Gnade und Ungnade ergaben. Auf zwanzig tausend belief sich ihre Anzahl. Pompejus, überzeugt von dem großen Werth der Menschenhände, wollte sie nicht vertilgen; sie sollten der Gesellschaft nützlich werden, war sein Plan. Er gab ihnen weit von der See entlegene Ländereyen, und bereicherte auf diese Art das römische Reich mit einem neuen Gebiete und neuen Unterthanen.

Diese von so vielem Glücke begleitete Unternehmung eines noch jungen Mannes, und die weisen Maaßregeln, die er in einer der gefahrvollsten Expeditionen zu nehmen wußte, setzten Rom in Erstaunen. Manlius, einer der Tribunen des Volks, und Markus Tullius Cicero, einer der wichtigsten Männer der Stadt, und beyde Freunde des Pompejus, drangen nun darauf, daß ihm nicht nur alle Armeen des

Staats, sondern auch die Statthalterschaft von ganz Asien anvertraut werden sollte, und daß nur er allein gegen Mithridates und Tigranes zu ziehen bevollmächtiget werde.

Ein Senator. Rom waget zu viel, wenn es eine so große und unbegrenzte Gewalt in die Hände eines einzigen Mannes legt.

Manlius. Wenn Rom nicht auf die Tugenden seiner Bürger glaubt, wenn es zweifelhaft ist, einem Manne, wie Pompejus, sein Wohl zu vertrauen, so ist Roms Lage in der That eine der traurigsten.

Ein zweyter Senator. Der Reiz ist zu groß, und Pompejus ist Mensch. Im unumschränkten Besitze einer mächtigen Flotte, und unbegrenzt auf dem festen Lande, wie leicht kann da nicht der Ehrgeiz aus seinem Gleise treten, und das Vaterland zittern machen?

Cicero. Man irre nicht im Reiche der Möglichkeiten, und vergesse darüber die Wirklichkeit; Pompejus hat Beweise von einem Charakter gegeben, der über alle Einwürfe erhoben ist, und es hieße den Menschen beleidigen, einen solchen Charakter bedenklich zu finden. Der größte Antrieb, sich Verdienste um's Vaterland zu sammeln,

ist des Vaterlandes Vertrauen auf diese Verdienste. Fehlt dieses, was bewegt denn den Mann von Ehre seine Kräfte, sein Leben für das Wohl des Allgemeinen hinzugeben? Eine große und edle Seele bleibt immer groß und edel. Ist Rom im Besitze solcher Seelen, so wisse es, sie auch zu schätzen. — Die Macht, die man dem Pompejus giebt, ist ein Funke, der zugleich in mehrere Gemüther fällt, und sie zu großen Thaten entzündet. Ist Pompejus als Statthalter von Asien, als Feldherr zu Lande, und als Admiral dem Staate gefährlich, o, so ist er es um so mehr, wenn er die Erfahrung macht, daß der Staat Mißtrauen in seine Tugend setzt.

Das gesammte Volk. Kein Mißtrauen in Pompejus!

Das Gesetz gieng durch; die Verordnung wurde durch alle Tribus des Volks bestättigt, und Pompejus wurde zum Statthalter von Asien, zum unbeschränkten Diktator im Kriege gegen Mithridates und Tigranes ernannt.

Der Krieg gegen diese Könige, war einer der wichtigsten, die noch bisher Rom geführt hatte. Mithridates erzitterte nicht vor dem römischen Namen; unerschrocken in jeder Lage seines Glücks, glich dieser mäch-

tige König einem Löwen, den Wunden nur noch muthiger machen. Seine Länder waren ganz darnach gelegen, um gegen einen angreifenden Feind auszuhalten. Sie grenzten an die unzugänglichen Gebirge des Kaukasus, dessen wilde Bewohner dem Mithridates zu Gebothe standen; von da erstreckten sie sich längst dem Pontus Euxinus hin, den er mit seinen Schiffen bedeckte. Seine unermeßlichen Reichthümer erkauften ihm immer neue Armeen unter den Scythen, deren Tapferkeit für unüberwindlich galt. Schon mehrere Jahre fühlten die Römer die Uebermacht dieses asiatischen Königs, und nur einem Pompejus schien es vorbehalten gewesen zu seyn, sie zu schwächen. Kaum sah der Asiate den Römer, so floh er. Pompejus verfolgte ihn und siegte. Kaum hatte Mithridates neue Kräfte gesammelt, so zerstreute sie Pompejus. In jedem Gefechte verlor der König. Roms Völker umschlossen ihn von allen Seiten. Der Muth seines Heeres war verschwunden. Selbst die Geschwader aus den rauhen Gegenden des Kaukasus und die fürchterlichen Scythen selbst verliefen sich, als Pompejus sie angegriffen hatte, und dem Heere eine allgemeine Niederlage bereitete. Mithridates staunte den Helden an,

vor dem die seinigen fielen. Umringt von den Römern, die nur Verderben und Tod drohten, machte er den verzweifelten Versuch, sich an der Spitze von acht hundert Reutern durchzuschlagen. Fünf hundert blieben. Der kleine Ueberrest ward gefangen. Der König allein entkam. Aber schrecklich war seine gegenwärtige Lage, hülfloser als sie je gewesen; in Wäldern mußte er umher irren, mit der einen Hand sein Pferd auf ungangbaren Wegen leiten, und mit der andern Kräuter und Wurzeln sammeln, um sein Leben zu fristen. Mit dem größten Elende und zahllosen Gefahren kämpfend, fand endlich der unglückliche König einen kleinen Haufen seiner Truppen, die der Wuth der Römer entgangen waren. Von diesen begleitet, eilte er zum Könige Tigranes, um ihn zur Hülfe aufzufordern. Pompejus sperrte ihm den Weg. Mithridates floh nach Kolchis; aber auch da stand Pompejus, und drohte. Er gieng über den Araxes, durchzog das Land der Lazi, verband sich mit den Scythischen Fürsten, und fiel in Europa ein, um sich auch hier mit den Feinden Roms zu vereinigen. Allein sein Mißgeschick vereitelte ihm jeden Plan zur Rettung; ein Aufstand unter dem Heere zwang ihn, zu entfliehen. Er floh in die

Arme seiner Familie, und bat Pharnaces, seinen Sohn um Schutz. „Der Tod ist das einzige, was noch dem Könige übrig bleibt," war die Antwort, die der unnatürliche Sohn dem Sklaven gab, den Mithridates an ihn abgeschickt hatte. Ein so empörendes Beyspiel kindlicher Treulosigkeit war ein neuer Dolch für das Herz des unglücklichen Monarchen. Bis in das Innerste der Seele verwundet, weinte er wie ein Kind an dem Busen seiner Gemahlinn.

Mithridates. Ha! daß du Mutter eines solchen Sohnes werden mußtest!

Die Königinn. Strafe der Götter über den Elenden!

Mithridates. Fluch ihm und seinen Kindern!

Die Königinn. Wir sind Roms Gefangene.

Mithridates. Bey den Unsterblichen, das sind wir nicht! Mithridates und seine Königinn wird den Triumph eines Pompejus nicht schmücken. — Mutter eines verrätherischen Sohnes, bist du entschlossen?

Die Königinn. Dir in den Tod zu folgen.

Mithridates. Pharnaces und Pompejus sollen das Vergnügen unserer Demü-

thigung nicht genieſſen, ſollen ſich nicht an der ſklaviſchen Lage eines Königs ergötzen. Kann Mithridates nicht ſiegen, ſo weis Mithridates zu ſterben!

Die Königinn. Süß iſt der Becher des Todes aus deiner Hand.

Mithridates. Unſere Seelen finden ſich wieder —

Die Königinn. Wo es keine Pharnaces giebt. — Da, König, — der Becher iſt geleert!

Mithridates. Auch der meinige iſts!

Die Königinn ſtarb bald. Auf Mithridates, deſſen Körper an Gegengifte gewohnt war, that der tödtliche Trank nur eine geringe Wirkung; er ſank auf ſein Schwert! aber auch noch dieſes tödtete ihn nicht; ein galliſcher Soldat mußte ihm den Todesſtoß geben.

So endete Mithridates, verrathen durch ſeinen eigenen Sohn, und verlaſſen von einem Heere, das vor der Größe ſeiner Unternehmungen zu erſchrecken ſchien. Sein Glück war ſehr abwechslend; ſein Muth aber blieb ſich immer gleich.

Pompejus hatte es nun mit dem Tigranes zu thun. Auch dieſen König traf das Unglück, Vater boshafter Söhne

zu seyn. Zween derselben überwand und tödtete er, und würde auch dem Dritten seinen verdienten Lohn gegeben haben, wenn Pompejus das Heer nicht besiegt hätte. Er nahm den Empörer vom Sohne gefangen, und setzte den Vater in den größten Theil seiner alten Besitzungen wieder ein, indem er ihn bloß seiner Eroberungen beraubte, und eine Geldbuße von sechs tausend Talenten zur Entschädigung der Kriegskosten auflegte.

Als Sieger zog jetzt Pompejus über die ungeheuren Gebirge des Taurus weiter. Darius, König von Medien, und Antiochus, König von Syrien, ergaben sich ihm, Phraates, König der Parther, bat um Frieden, und Thuräer und Arabier, Syrien und Pontus erkannten seine Stärke, und huldigten Rom. Er überfiel Jerusalem, bemächtigte sich des Aristobulus, der seinem ältern Bruder Hyrkanus das Priesterthum entrissen hatte, und setzte diesen wieder in seine Rechte ein, ohne im geringsten die Ehrfurcht gegen den Tempel Gottes zu verletzen.

Rom sah itzt einen Triumph, der an Pracht noch alle vorgehenden weit übertraf. Die Namen von fünfzehn bezwungenen Kö-

nig-

reichen, von acht hundert eroberten, und neun und zwanzig wieder bevölkerten Städten und tausend Schlössern, die Pompejus dem Staate gewonnen hatte, wurden dabey zur Schau herumgetragen. Die vornehmsten Personen, erhoben durch Geburt und Thaten, verherrlichten den durch zween Tage daurenden Zug als Gefangene. Ungeheure Schätze führte man auf Wägen daher, und die glänzendsten Trophäen zeugten von der Tapferkeit ihres Eroberers.

Doch so große und wichtige Dienste von der einen Seite Pompejus dem Vaterlande erwies, so schrecklich ward demselben von der andern Sergius Katilina. Rom zu Grunde zu richten, und auf den Spuren der Zerstörung seine eigene Macht zu gründen, war der Plan des Verräthers. Die gröbsten Ausschweifungen hatten seine Reichthümer erschöpft, und die schändlichsten Laster seinen Charakter gebrandmarkt. Vor ihm erzitterte die weibliche Tugend. Sein eigener Sohn und Bruder bluteten, von seiner Hand ermordet. Die schaudernd-sten Verbrechen begieng er mit Kaltblütigkeit. Verbunden mit Piso, und einer beträchtlichen Anzahl der niederträchtigsten Menschen, schwur er Tod den Consulen und Senatoren.

Sich zum Herrn Roms zu erheben, war seine Absicht. Ganz Italien sollte zu einer allgemeinen Empörung aufgewiegelt, die Stadt an verschiedenen Orten in Brand gesteckt, und öffentliche und Privatschätze dem Vaterlande und ihren Besitzern geraubt werden. Cicero, dessen Wachsamkeit das größte Hinderniß bey Ausführung dieses Planes war, sollte das erste Opfer des Todes seyn. Zween Ritter nahmen es auf sich, den Konsul zu überfallen, und Meuchelmörderisch aus dem Wege zu räumen. Cicero, der von allem genaue Nachricht erhielt, machte sich auf den Besuch der Mörder gefaßt. Am frühen Morgen erschienen sie wirklich vor ihm.

Der erste Ritter. Entschuldige, Konsul, unsern frühen Besuch durch die Wichtigkeit seines Gegenstandes.

Der andere Ritter. Unsere Geschäfte gelten dem Vaterlande.

Cicero. Heil Rom, wenn es so thätige Männer für seine Wohlfahrt hat!

Der erste Ritter. Die Wohlfahrt des Vaterlandes ist unser heissester Wunsch. — Man spricht von einer Verschwörung —

Der andere Ritter. Man nennt den Namen Katilina —

Cicero. Ist nicht fürchterlich — dieser Name.

Der erste Ritter. Nicht?

Der andere Ritter. Wohl aber sein Anhang? —

Cicero. Besteht aus feigen gedungenen Mördern. Nur einen Wink, und die Miethlinge liegen in Fesseln! — Seht dieses Schwert, es ist den Buben gewidmet, die Katilina erkaufte, um einen Cicero zu opfern, dessen Aug noch scharfsichtig genug ist, den schwarzen Plan durchzublicken, den man gegen mich entworfen hat. — Geht Freunde, die Meuchelmörder, die mich morden sollen, überraschen euch sonst, und könnten sich vielleicht in dem Manne irren.

Der erste Ritter. Du scheinst genau unterrichtet zu seyn —

Cicero. Von allem bis auf ein Haar! Seht euch doch um; und schliesset von den Waffen auf den Gebrauch derselben. Mein Vorgemach ist nicht Menschenleer. Stahl trag' ich auf dieser Brust; Stahl ist mein Nacken; versucht es doch, ob eure Dolche nicht daran stumpf werden.

Der erste Ritter. Konsul, uns siehst du doch nicht als Mörder an?

Cicero. Dafür wollen mich die Göt-

ter bewahren! Wer könnte gegen so edle, rechtschaffene, verehrungswürdige Männer, als ihr seyd, auch nur den entferntesten Argwohn schöpfen! — Setzet euch, Freunde! wir wollen, bevor die Mörder des Cicero kommen, ein Frühstück in Gesellschaft einnehmen, und kommen die Elenden, uns der Dolche, die ich hier aus eurem Busen ziehe, gegen sie bedienen! nicht wahr? —— So, leget die Werkzeuge des Todes ab; und nehmt meinen wärmsten Dank für eure Liebe; denn nur diese allein konnte euch bewegen, einen Markus Tullius zu vertheidigen.

Ein Sklave. Der Senat ist versammelt; man erwartet dich Konsul.

Cicero. Wollt ihr mit in den Senat? Ich hoffe auch Katilina dort zu sehen. Es wird einen lustigen Auftritt geben, — dieß kann ich euch versichern, — der Mohr wird sich weiß waschen wollen. — Doch es ist besser, meine sehr edlen Ritter, ihr bleibt in meinem Hause. Katilina würde seinen Abgesandten wegen des mißrathnen Geschäftes zörnen, und es sollte mir Leid thun, so tugendhafte Ritter meinetwegen kränken zu lassen. Sprecht ihr doch nichts; — seht ihr ja doch einander an, als wolltet ihr einander fragen. „Kamerade, wo juckst

dich? " Pfuy, ihr Herren! das ist nicht schön! So verblüfft darf kein ehrlicher Römer seyn, und ich denke doch, ehrlich und bieder seyd ihr —

Der erste Ritter. Wahrhaftig das sind wir —

Der andere Ritter. Ehrlich und bieder. Leb' wohl, Markus Tullius!

Cicero. Nicht doch! Cicero weis Gäste eurer Art zu ehren. — Wache. —

Der eine Ritter. Wozu das?

Der andere Ritter. Wozu soll die Wache?

Cicero. Euch die Ehre zu geben, die Rittern, wie ihr seyd, von Rechtswegen gebührt.

Beide Ritter. Wir bitten dich, Konsul! Laß' die Ceremonie.

Cicero. Ey doch! Cicero weis zu leben. (zur hereintretenden Wache.) Bindet die Schurken, und schleppet sie in den finstersten Kerker. — Sehr edle Ritter, lebt wohl; Markus Tullius schicket euch bald Gesellschaft. Dem versammelten Senate will ich eure Liebe für den Konsul rühmen, den ihr mit Dolchen im Busen gekommen seyd zu vertheidigen.

Im Senate erschien Cicero, und schon sprach Katilina für seine Unschuld. Er

erbot sich, jede Sicherheit, die man nur verlangen würde, für sich zu stellen. Die Herzhaftigkeit, mit welcher er das Wort nahm, und der Fluß seiner Beredsamkeit gewannen ihm der Senatoren viele: Als Meister in der Verstellungskunst, wußte er die Herzen seiner Zuhörer für sich einzunehmen. Schon war man zu mildern Gesinnungen gegen ihn gestimmt, als Cicero über die Unverschämtheit Katilinas aufgebracht, aufstand und laut ausrief:

„Wie lange willst du noch unsere Geduld mißbrauchen, Katilina? Du, vor dem weder die den Göttern geweihte Vestalinn ihre Tugend schützen, noch der Bruder sein Leben bergen konnte! Du, der du die heiligsten Gefühle der Natur mit Füssen tratst und mit dem Blute deines Sohnes ein Opfer auf den Alter des Lasters brachtest! Du, der du den Tod dieser ehrwürdigen Väter beschloßest, und Meuchelmörder ausschicktest, um mich zu morden! Sieh diese Dolche, sie reden gegen dich; sie schreyen laut, daß du fliehen, daß du Rom verlassen sollst. Die Pest des Staates, die Cloake aller Laster bist du; fort — Katilina!"

Katilina entfernte sich, und eilte nach Etrurien, wo Manilius, einer von den Verschwornen, ein Heer warb, um die Ver-

schwörung zu unterstützen. Indessen wandte Cicero alle erforderliche Vorsicht an, um sich des Katilinarischen Anhangs innerhalb den Mauern Roms zu versichern. Er drang auf Todesstrafe. Julius Cäsar auf ewiges Gefängniß. Man stritt lange hierüber; bis endlich Portius Kato, ein strenger, nachdrücklicher und heftiger Mann; ein Mann, der sein Vaterland innigst liebte, und auf dem Wege der erhabensten Gerechtigkeit zur unbiegsamsten Tugend gieng, hervortrat, und der Meinung des Cicero beypflichtete.

Portius Kato. Väter des Vaterlandes, ich wundere mich, wie ihr Anstand nehmen könnt, Verbrecher mit dem Tode zu bestrafen, die Roms Untergang beschlossen, euch selbst den Tod zugeschworen haben.

Julius Cäsar. Tod ist nur Erlösung für den Unglücklichen, und nicht Strafe.

Portius Kato. Aber immer ein abschreckendes Beyspiel für alle, die noch zu leben wünschen. Die Hinrichtung dieser Verbrecher betrift nicht sowohl ihr Schicksal allein, als des ganzen Heeres des Katilina, das den Muth erheben oder sinken lassen wird, je nachdem wir ein gelindes oder strenges Urtheil fällen. — Segen der Asche unserer

Vorfahren! "Der Verräther des Vaterlandes sterbe!„ war ihr Urtheil, und das gemeine Wesen befand sich wohl bey diesem Urtheile.„

Der Tod der Verschwornen war nicht sobald beschlossen, als Cicero rieth, ihn sogleich zu vollziehen, aus Besorgniß, daß vielleicht in der bevorstehenden Nacht Unruhen entstehen dürften. Man widersprach dem Konsul nicht, und die Verbrecher wurden den Nachrichtern übergeben.

Katilina hatte indessen ein Heer von zwölf tausend Mann aufgebracht, und verheerte das Land. Pompejus, der eben aus dem Oriente als Sieger zurückgekommen war, griff ihn an, und tödtete ihn und seine Haufen. — Dieses und seiner andern zahlreichen Verdienste wegen, gab man ihm den Beynahmen der Große; ein Titel, in welchem er seine größte Belohnung zu finden schien. Dieß war alles, wornach sein Ehrgeiz strebte; er verlangte mehr der Aufführer, als der Regent seines Vaterlandes zu seyn, verlangte mehr Lobsprüche, als Gehorsam zu erhalten. Es stand oft in seiner Macht, sich durch Gewalt zum Herrn des Staates zu erheben; aber das Ziel seines Ehrgeizes war so weit nicht ausgesteckt. Er beruhigte sich damit, daß man ihn als Roms Retter und Wohlthäter pries, und that auf die

Huldigung in der Stadt Verzicht, wenn er solche nur in seinem Lager und von denjenigen genoß, die er bezwungen hatte.

Pompejus, Krassus und Julius Cäsar waren nun die größesten Männer Roms. Ihre Verdienste, die sie sich theils als Feldherrn, theils als Staatsmänner um das Vaterland erworben hatten, machten sie in den Augen des Volks verehrungswürdig. Man beschloß, ihnen zum Lohne ihrer siegreichen Thaten auf fünf Jahre einige auswärtige Provinzen zum Genuße zu überlassen, und bedachte nicht, daß ihre Charaktere jenem des Pompejus ganz entgegen gesetzt waren. Krassus dürstete nach Reichthümern, und wählte sich Syrien, das er bis aufs Mark aussog. Julius Cäsar gieng mit dem Gedanken um, Rom seiner Herrschaft zu unterwerfen, und nahm den eroberten Theil Galliens für sich, dessen kriegerische Einwohner, immer noch Feinde Roms, ihm die schicklichsten Werkzeuge zu seinen geheimen Absichten zu seyn schienen. Pompejus erhielt Sicilien. Müde, neue Eroberungen zu machen, und zufrieden mit dem Ruhme, den er im Kriege eingeärndtet hatte, wünschte er nichts, als unter seinen Römern ein vergnügtes Leben zu führen, indeß ein Legat Sicilien für ihn verwaltete.

Mit vier Legionen der ausgesuchtesten Truppen zog Cäsar nach der ihm verliehenen Provinz, und arbeitete rastlos, seine Ehre und seine Reichthümer auswärts zu vermehren. Bald waren die fünf Jahre verflossen, Cäsars Absichten dagegen noch nicht hinlänglich gereift, um ausgeführt zu werden. Er hielt um Verlängerung seiner Gallischen Statthalterschaft an. Der Senat gewährte ihm seine Bitte nicht. Er bewarb sich um jene in Illyrien, und auch hier hatte er sich fruchtlos bemühet. Aufgebracht hierüber drohete er dem Senate, vor den Mauern Roms zu erscheinen, und sich zu rächen. Man geboth ihm Gehorsam und die Auseinanderlassung seiner Truppen. Cäsar fügte sich dem Befehle des Senates nicht. Man erklärte ihn für einen Feind des Staats, und schickte den Pompejus ab, ihn als solchen zu behandeln. Noch hatte das Kriegsglück diesen Feldherrn nicht verlassen; er schlug Cäsars Heer, aber hier war auch die Grenze, die er nicht überschreiten durfte. In Pharsalien besiegte ihn Cäsar. Nicht gewohnt, besiegt zu werden, schien die große Seele des Mannes von ihm entflohen zu seyn, als er sah, daß er es wirklich war. In tiefe Schwermuth versunken, legte er seine Rüstung ab,

und hüllte sich in Trauerkleider. In diesem Zustande eilte er nach Lesbos, um da Kornelien, seine Gemahlinn, in seine Arme zu schließen, und in ihrer Gesellschaft einen ruhigen Winkel der Erde aufzusuchen. Kornelia erschrack bey dem Anblicke ihres Gatten. Ohne ein Wort zu reden, hielt sie Pompejus eine Zeitlang umschlungen an seinem Busen in stummer Verzweiflung. Beyde flohen nach Aegypten an den Hof des Ptolomäus. Pompejus, der einst dem Vater dieses jungen Königs große Wohlthaten erwiesen hatte, hoffte hier Schutz und Sicherheit von den Verfolgungen Cäsars zu finden. Ptolomäus, der noch minderjährig war, hatte die Regierung noch nicht selbst in Händen; er und sein Königreich standen unter der Aufsicht des Photinus, eines Verschnittenen, und des Theodotus, eines Lehrers der Redekunst.

Vor diesen wurde die Bitte des Pompejus angebracht; von solchen Lohndienern sollte das Schicksal eines Mannes entschieden werden, der noch kurz zuvor Völkern Gesetze gab. Die Meinungen des Raths waren getheilt: Dankbarkeit und Mitleid machten einige geneigt, den Unglücklichen aufzunehmen; andere, die härter oder furchtsamer waren, hielten dafür, daß man ihm das

Königreich verbieten müßte. Theodotus der Redner, behauptete, daß beyde Vorschläge gleich gefährlich wären. "Nehmen wir einen Pompejus auf, sagte er, so beleidigen wir einen Cäsar; nehmen wir den Fliehenden nicht auf, so beleidigen wir den einen, ohne uns den andern zu verbinden; das einzige Mittel ist: Man erlaube ihm zu landen, und beschleunige seinen Tod. „Der Vorschlag ward gebilligt, und Pompejus mit Kornelien durften ein kleines Schiff besteigen, das Septimius, ein Römer von Geburt, und ehemals Centurio unter Pompejus, begleitete. Der Feldherr erkannte den Mann: "Mich dünkt, guter Freund, — redete er ihn an, daß wir einst zusammen gedient haben? „Septimius nickte mit dem Kopfe, ohne ein Wort zu antworten. Man näherte sich der Küste, Kornelia, die ihren Gemahl genau beobachtete, fieng an Hoffnung zu schöpfen, als sie sah, daß sich vieles Volk an dem Ufer versammelt hatte, als wenn es ihn empfangen wollte; allein ihre Hoffnung ward bald vernichtet. In eben dem Augenblicke, als Pompejus sich hob, und auf den Arm seines Freygelassenen sich lehnte, durchstieß ihn Septimius von hinten zu. — Pompejus fiel, und warf im Fallen einen Blick

voll Grimm und Verachtung auf seinen Mörder. Kornelia war in Ohnmacht gesunken. Man schnitt dem Ermordeten den Kopf ab, und füllte ihn mit Spezereyen, damit die Gesichtszüge desto deutlicher bleiben möchten, weil man ihn dem Cäsar zum Geschenke bestimmt hatte. Der Leichnam wurde entblößt ans Ufer geworfen, und der Neugier des Pöbels preis gegeben.

Philippus, der Freygelassene des Pompejus, weinte auf dem Leichnahme seines Herrn und Wohlthäters. Als sich das Volk zerstreuet hatte, wusch er ihn mit Seewasser ab, und suchte die Ueberbleibsel eines zertrümmerten Fischerkahns zusammen, um ihn zu verbrennen. Ein alter römischer Soldat, der vormals unter Pompejus gedient hatte, traf ihn in dieser frommen Beschäftigung.

Der Soldat. Deine Augen sind roth; deine Thränen fielen auf den Gemordeten; mein Herz ist zerrissen; es ist Pompejus, der da liegt; Freund, erlaube mir, daß ich als Römer mich mit dir vereinige, und diesem großen Manne auch einen Dienst erweise.

Der Freygelassene. Sey mir willkommen!

Der Soldat. Unter allem Elende meiner Verbannung wird es mein letzter trau-

riger Trost seyn, daß ich dem Leichenbegängnisse meines alten Anführers habe beywohnen, und den Leichnam des tapfersten und edelsten Mannes, den Rom hervorgebracht hat, berühren können.

Beyde verbrannten nun den Körper, und begruben seine Asche unter einem kleinen Erdhaufen, den sie mit ihren Händen zusammenscharrten. Beyde schoßen einen Theil ihres kleinen Vermögens zusammen, und ließen die Aufschrift auf den Hügel setzen: "Er, dessen Verdienste einen Tempel verdienen, findet jetzt kaum ein Grab. „

Bald hierauf kam Cäsar nach Egypten. Septimius eilte mit dem Kopfe des Pompejus dem Sieger ein Geschenk zu machen. Allein Cäsar dachte zu menschlich und viel zu edel, als daß er Wohlgefallen daran hätte finden sollen. Mit Unwillen wies er den Mörder von sich. Seine Augen brachen in Thränen aus. Ein prächtiges Grabmal ließ er dem Andenken seines Feindes erbauen, auf eben der Stelle, wo der schändliche Mord vollbracht wurde, und nahe dabey einen Tempel der Nemesis, der Göttinn, welche diejenigen strafte, die grausam gegen Unglückliche waren.

XV.

Julius Cäsar's Größe und Fall.

(Im Jahre der Stadt 706.)

Die unzähligen Siege, welche Cäsar erfochte, das außerordentliche Glück, so ihn auf allen seinen Wegen begleitete, und der große Anhang, den er nicht in Rom allein, sondern auch in auswärtigen Staaten besaß, dieß alles zusammen genommen, machte ihn dem Senate fürchterlich. Um ihn zu gewinnen, ernannte man ihn während seiner Abwesenheit zum Konsul auf fünf Jahr, auf ein Jahr zum Diktator, und zum Tribun des Volks auf Lebenslang. Diese Ehrenbezeugungen verfehlten auch wirklich ihres Zweckes nicht; Cäsar wirkte als Freund für Rom, und bereicherte es mit den Schätzen von Afrika. Im Triumphe kehrte er nun in die Stadt zurück, und gleich, als wenn er alle seine vorigen Triumphe eingeschränkt

hätte, um den Glanz dieses letztern zu vermehren, setzte er die Bürger durch die Pracht des Aufzuges und die Anzahl der Länder, die er besiegt hatte, in Erstaunen. Vier Tage lang triumphirte Cäsar, einmal wegen Gallien, dann wegen Egypten und Asien, und endlich wegen des Sieges über den Juba in Afrika. Seine Veteranen, die alle mit Narben bedeckt waren, folgten dem Feldherrn, und begleiteten ihn bis zum Kapitol.

Jeden dieser Krieger beschenkte er mit einer Summe von ungefähr 900 Thalern nach unserm Gelde, gab doppelt so viel den Centurionen, und viermal so viel den obersten Officieren. Selbst die Bürger nahmen Theil an der beyspiellosen Freygebigkeit des Cäsars. Das Volk speisete er, an mehr als 20000 Tischen, unterhielt es mit einem Schauspiele von Fechtern, und erfüllte Rom mit einem Zulaufe von Zuschauern aus allen Theilen Italiens.

Von den mächtigsten Reizen des Vergnügens berauscht, war man auf nichts eifriger bedacht, als neue Arten der Huldigung und ungewöhnliche Ehrentitel der Schmeicheley für den Sieger zu erfinden. Cäsar wurde zum Aufseher über die Sitten des Volks erwählt, bekam den Titel Im-

pe-

perator, Vater seines Vaterlandes; seine Person ward für heilig erklärt; alle großen Würden des Staates vereinigte man auf lebenslang in ihm.

Und in der That, man konnte eine so große Gewalt nicht bessern Händen anvertrauen. Seine Regierung war ein Schrecken des Lasters, und Aufmunterung zur Tugend. Die Macht, die man ihm gegeben hatte, zeichnete sich nur dadurch aus, daß er sie zum Besten des Staats anwandte. Rom ward unter seiner Herrschaft mit den prächtigsten Gebäuden verschönert; auf sein Geheiß, stiegen Karthago und Korinth wieder aus ihrem Schutte empor. Er ließ verschiedene Berge in Italien ebnen, trocknete die pontinischen Sümpfe bey Rom aus, und war entschlossen, die peloponesische Landenge durchgraben zu lassen. So gieng seine Seele, die nie müssig seyn konnte, mit mächtigen Entwürfen und Absichten um, die für das längste Leben zu groß waren.

Der Senat fuhr fort, ihn mit neuen Ehren zu überhäufen, und Cäsar sie zu verdienen. Man nannte einen Monat des Jahrs nach seinem Namen; man prägte Münzen mit seinem Bildnisse; man ließ seine Statue in allen Städten des Reichs aufstellen; man ordnete öffentliche Opfer auf

seinen Geburtstag an; und redete sogar davon, ihn noch vor seinem Tode unter die Zahl der Götter aufzunehmen. Doch, so glänzend auch dieses Glück war, so mächtige Feinde hatte er im Verborgenen. Selbst diejenigen, die Cäsar seine Freunde nannte, in die er sein größtes Vertrauen setzte, selbst diese verschwuren sich gegen ihn. Neid und Eifersucht waren die Triebfedern ihrer geheimen Unternehmungen gegen den Imperator.

Ein Freund des Cäsars. Du wirst beneidet, Cäsar; mächtige Feinde sehen mit Eifersucht auf deine Größe hin.

Cäsar. Ich weis es, und schaffte eben darum meine Leibwache ab, um denen ihre Mühe zu erleichtern, die mich hassen. Freund, es ist besser durch Verrätherey zu sterben, als in beständiger Furcht vor derselben leben zu müssen.

Der Freund. Hüte dich vor dem Brutus. Das Blut seiner Vorfahren rollt in seinen Adern, und dieses Blut ist gefährlich.

Cäsar. Seht diese narbichte Brust; könnt ihr glauben, daß Brutus an einer so armseligen Beute etwas gelegen sey?

Ein anderer von Cäsars Freunden. Die Iden des Märzes bringen die

zwar eine Krone, aber ich fürchte, sie bringen dir auch zugleich den Tod.

Cäsar. Kann Spurina, der Augur, auch Männer eurer Art beirren?

Cäsars Gemahlinn, Kalpurnia. Lache des Augurs; aber lache meines Traumes nicht.

Cäsar. Und was träumte Kalpurnia?

Kalpurnia. Man mordete dich in meinen Armen.

Cäsar. Sieh, und doch lebt Cäsar noch. — Stille, meine Lieben, noch stehet mir ein Feldzug gegen die Parther bevor; der Tod eines Krassus kann und darf nicht ungerächt bleiben! Noch muß ich Scythien sehen, und mir einen Weg durch die Wälder Deutschlands nach Gallien öffnen; und dann erst verschwöre man sich gegen mich! Dann erst prophezeihe der Augur, und träume Kalpurnia!

Eine tief angelegte Verschwörung war wirklich gegen den großen Mann im Werke. Sechzig Senatoren hatten Antheil an derselben. An der Spitze dieser Verschwörung stand Brutus. Die Iden des Märzes waren wirklich der bestimmte Sterbetag Cäsars. Sie erschienen, und Cäsar schickte sich an, in den Senat zu gehen, als Kalpurnia hereintrat, und ihn mit thränen-

den Augen bat, ja nicht diesen Tag seine Wohnung zu verlassen. Sie hatte wiederholt von der Ermordung des Imperators geträumet. — Schon war Cäsar beynahe entschlossen, den Bitten seiner Gemahlinn nachzugeben. Einer der Verschwornen aber, der ihm so eben einen verrätherischen Besuch machte, änderte seinen Entschluß.

Der Verschworne. Die Träume eines schwachen Weibes werden wohl einen Mann nicht zittern machen, vor dem Völker erbebten?

Cäsar. Nicht die Träume Kalpurniens, ein Gefühl von Unbehaglichkeit ist es, das mich heute vom Senate ausschließt.

Der Verschworne. Eines so schwach und klein wie das andere. Cäsar, der Nationen zu gebieten wußte, sollte sich auch selbst beherrschen können. — Man erwartet dich im Senate. — Die Iden des Märzes setzen dir die Krone Roms auf. — Das Volk ist versammelt. — Erscheinst du nicht; so lacht Rom deiner Schwäche, und vergißt deiner Verdienste.

Cäsar. Bey den Göttern, Rom soll eines Cäsars nicht lachen! Ich folge dir.

Beyde giengen. Am Wege begegnete Spurina, der Augur dem Cäsar. Cä-

Sar erblickte ihn und sprach lächelnd: „Nun, Spurina, die Iden des Märzes sind gekommen.„ — Ja, erwiederte der Augur, aber sie sind noch nicht vorbey.“

Als Cäsar im Rathhause seinen Platz genommen hatte, näherten sich ihm die Verschwornen, unter dem Vorwande, ihn zu bewillkommen. Cimber einer von ihnen, beugte sich vor ihm, und faßte den untern Theil der Toga des Cäsars an, so daß er nicht aufstehen konnte. Dieß war das verabredete Zeichen. Kaska, der hinter dem Imperator stand, stieß ihm einen Dolch in die Schulter. Cäsar sprang wüthend auf, und verwundete mit seinem Schreibgriffel den Mörder. Alle Verschwornen fielen ihn jetzt an und umringten ihn,

Cäsar. Römer, so lohnt ihr mich?

Ein Unbekannter. (dem Cäsar einen Stich in die Brust gebend) Vielleicht ist dieser Stich glücklicher!

Kassius. (den Cäsar im Gesichte verwundend) Wenn du nur bluteſt, es sey da oder dort!

Brutus. (ihm einen Dolch in die Hüfte stoßend) So kühlet Brutus seine Rache!

Cäsar. (niedersinkend) Und auch du, mein Sohn? — Brutus, von dir hätt' ich's nicht erwartet!

Bey diesen Worten fiel der Unglückliche. Noch mehrere Dolche wurden mit seinem Blute gefärbt. Drey und zwanzig Wunden zählte man an seinem Körper, die er alle von Händen empfieng, denen er Wohlthaten erwiesen hatte.

So starb ein Mann, dessen Geschichte uns ungewiß macht, ob wir seine großen Eigenschaften, oder sein wunderbares Glück am meisten bewundern sollen. — Sein Ehrgeitz, der die Welt zu enge fand, war eben so groß, als seine Talente; aber leider lehrt die Erfahrung, daß diese Leidenschaft weder den Wunsch noch das Lob des Weisen verdiene. Man nehme dem Cäsar das Uebermaaß seines Ehrgeizes, und er ist der vollkommenste Mensch.

XVI.

Kato's Tod.

(Das Zeitalter Cäsars.)

In jenem Zeitpunkte, wo Julius Cäsar alle seine Kräfte aufbot, um sich der Oberherrschaft Roms zu versichern; war Kato einer seiner fürchterlichsten Gegner. Dieser außerordentliche Mann, den kein Glück erheben, und kein Unglück beugen konnte, faßte den Entschluß, sich dem großen Sieger Cäsar auch da noch zu widersetzen, wo er schon gewonnene Sache zu haben schien. Utika war die einzige Stadt in Afrika, die sich an den Weltbezwinger noch nicht ergeben hatte. Kato vertheidigte sie. Allein die Einwohner waren geneigt, Cäsars Herrschaft zu erkennen. Kato versammelte den Senat. "Wenn ihr, sprach er, euch dem Cäsar unterwerfen wollt, so lege ich meine Waffen nieder, und stecke dieses Schwert in die Scheide; wollt ihr aber für Roms

alte Verfassung kämpfen, so laßt mich euren Anführer und Gefährten in diesem großen Unternehmen seyn. Rom siegte schon oft in weit gefährlichern Lagen, als diese ist. Spanien hat sich für uns erklärt, und noch hat Cäsar den Lorbeerzweig nicht für sich gebrochen. Sein Beyspiel muntere uns auf, eine kleine Mühseligkeit zu erdulden, um uns in dem Besitze unserer Rechte zu erhalten. — Doch ich sehe, daß ihr vor der Gefahr zittert. Wohlan, so ergebt euch. Euch hat Cäsar bezwungen, aber nicht einen Kato. Lebt wohl! „

Mit Unwillen verließ Kato den Senat, berief seine Freunde und seinen Sohn zu sich, um, wie er sagte, von ihnen Abschied zu nehmen.

Corvus. Du willst Utika, willst deine Freunde verlassen?

Kato. Was bin ich nütze an einem Orte, wo die Feigheit zu Hause ist? Ich bitte euch, meine Freunde, fliehet. Schon nahet der stolze Cäsar als Sieger. Wollt ihr seinen Triumph verherrlichen?

Naso. Eher tödtet mich dieses Schwert!

Kato. Du bist ein Mann, wie Corvus! — Dieser Abend, Freunde, sey der Fröhlichkeit geweiht. Mein Sohn soll unser Wirth seyn! Setze uns das Beste auf, mein

Sohn, was du hast; Speisen, die den Gaumen kitzeln, und Wein, der unser Herz erfreut. Utika ergiebt sich; wir müssen guter Dinge seyn, meine Lieben; denn Cäsar gebietet nicht über uns. — Herrlichen Wein, mein Sohn, das sag' ich dir. — Ihr lächelt, Freunde? Der ernsthafte Kato kommt euch sonderbar vor? — Immerhin, es ist ja sein letzter Abend. — Seht, unser Wirth ist geschäftig. Der Wein schäumt; trinkt, und laßt uns fröhlich seyn. Die Weisheit ist der mäßigen Freude nicht gram. — Doch ich habe vergessen, mein Schwert abzulegen. — Trauter Gefährte meines Lebens, wir sehen uns wieder, noch einmal sehen wir uns wieder. Da, nicht weit von meiner Hand hänge, bis ich dich brauche. — Nun also; wie findet ihr den Wein?

Corvus. Sag' uns doch, Kato, wo gehet deine Reise hin.

Kato. Nach einem Lande, lieber Corvus, das sehr nahe ist. Ein Augenblick, und der Weg ist zurückgelegt.

Naso. Deine heutige Laune, mein Kato —

Kato. Ist seltsam, nicht wahr? Und seht, diese seltsame Laune will ich nun bis an mein Ende behaupten. — Füllt mir einen Becher! — Es ist doch eine herrliche Sache um die Schöp-

fung! Wie feyerlich ist dieser Abend! Welche Pracht und Größe in dem Sternenheer an der Veste des Himmels! — Und doch nur ein kleiner Theil das, was wir sehen, gegen das, was unser Aug zu schauen nicht vermag. Die ihres Körpers ledige Seele sieht es, und freuet sich dann erst ihres Daseyns. Unsterblichkeit, — tröstende Lehre! — Lieber Sohn, lege mir Plato's Gespräch zu meinem Bette.

Corvus. Willst du im Plato lesen?

Kato. Lesen und denken die große Wahrheit: unsterblich ist der Geist des Menschen. — Gehabt euch wohl, meine Freunde. — Ich fühle eine Anwandlung vom Schlafe. Reiset glücklich, aber heute noch; der See stürmt nicht, die Winde sind euch günstig, fort von Utika, der Sieger naht. Lebt wohl. — Auch du, mein Sohn, verlasse mich und Utika, mich jetzt, Utika morgen.

Bestürzt verließen die Anwesenden das Zimmer Katos. Sie ahnten eine Trauerscene. Der Sohn, der in dem Innersten seines Vaters gelesen hatte, nahm heimlich das Schwert weg, und entfernte sich.

Kato, der nun allein war, las im Plato's Gespräche. Als er eine Zeitlang gelesen hatte, griff er nach seinem Schwerte; er erstaunte, da er es nicht fand. Er

rief einem seiner Diener, und forderte es; der Diener schwieg. Kato las wieder, und verlangte nach einer Weile abermals das Schwert. Der Sohn trat herein.

Der Sohn. Vater, theuerster Vater, höre die Bitte deines dich liebenden Sohnes.

Kato. Gehorche den Befehlen des Vaters, gieb mir mein Schwert.

Der Sohn. Zu deinen Füssen, mein Vater —

Kato. Mein Schwert fordere ich.

Der Sohn. Hier ist es; aber bey den Göttern beschwöre ich dich —

Kato. Mein Entschluß ist unerschütterlich, — ich sterbe.

Der Sohn. Dein Leben gehört dem Vaterlande —

Kato. So lang' es ihm nützen kann; aber nicht mehr jetzt, da Rom sich dem Cäsar unterwirft, da selbst Utika feige genug ist, seine Waffen niederzulegen.

Der Sohn. Erhalte dich dem Sohne! —

Kato. Sey ein Mann, und fordere vom Kato nicht, daß er sich vom Cäsar besiegen lasse.

Der Sohn. Cäsar ehret das Verdienst.

Kato. Verlasse mich! der Vater befiehlt, Gehorsam ist Sohnes Pflicht.

Mit Thränen in Augen entfernte sich der Jüngling. Kato war nicht sobald allein, als er auch schon in sein Schwert stürzte. Die Wunde war nicht tödtlich; er fiel auf sein Bette, und warf zu gleicher Zeit einen Tisch um. Das Geräusch zog seine Dienerschaft herbey. Der Sohn war vom Schmerz beräubt. Der Stich gieng durch den Unterleib. Die Eingeweide traten aus der Wunde heraus. Sie waren nicht verletzt. Der Arzt bemühete sich, sie in ihre vorige Lage zu bringen. Kato, der nun wieder zur Besonnenheit gekommen war, bemerkte es, stieß den Arzt von sich, riß die Eingeweide aus der Wunde, und verschied.

XVII.

Markus Tullius Cicero.

(Cäsars Zeitperiode.)

Dieser große Redner und Staatsmann, oder um ihm noch einen höhern Titel zu geben, dieser vortreffliche Philosoph, hatte sich von einer sehr geringen Herkunft zu den höchsten Würden des Staats emporgeschwungen. Er besaß alle Weisheit und alle Tugenden, die nur einem Mann zur Zierde gereichen können. Aber seine Weisheit, die ihre Blicke über eine zu weite Sphäre ausbreitete, übersah oft diejenigen Vortheile, die von kurzsichtiger List deutlich gesehen werden; und seine Tugenden, die so viele Lobsprüche von andern und den Beyfall seines eigenen Gewissens erhielten, gaben ihm einen Anstrich von Eitelkeit. Er schien überhaupt in seinem Charakter einen Fehler zu

haben, der bey Personen von so großen Fähigkeiten nur gar zu gemein ist; er suchte unvereinbare Eigenschaften zu vereinigen, die seinen größten Handlungen oft ein lächerliches Ansehen gaben. So bemühete er sich, da er der größte Redner war, auch für den besten Spaßmacher zu gelten. Er lehrte andere, die Eitelkeit verachten, und wandte doch selbst mit großem Eifer jeden Kunstgriff an, einen Triumph zu erhalten, den er doch noch durch nichts verdient hatte. Obgleich niemand die Verderbniß der damaligen Zeit so gut einsah, als er; so hoffte er doch, einen so verdorbenen Staat ohne Betrug regieren zu können. Ob er gleich einen jeden, mit dem er umgieng, durchschaute, so benützte er doch nicht allemal seine Beobachtungen, und verstieß gegen alle Klugheit. Er war nicht ohne Feinde; selbst Cäsar haßte ihn, und wünschte seine Entfernung aus dem römischen Staate. Um diese Absicht zu erreichen, bediente sich Cäsar des Publius Klodius, eines alten Feindes des Cicero. Dieser trat auf, und klagte den Redner an, daß er bey der Empörung Catilinas die Verschwornen ohne Zuziehung des Volkes verurtheilt und hingerichtet habe. Vergebens gieng der Beklagte in einer schlechten Kleidung und in Begleit-

lung der vornehmsten des jungen Adels, die er in der Beredsamkeit unterrichtet hatte, in der Stadt umher, um sich ein günstiges Urtheil zu erbitten, die Macht seiner Beredsamkeit, die in Vertheidigung anderer so oft glücklich gewesen war, schien ihn jetzt, da es darauf ankam, sich selbst zu vertheidigen, gänzlich zu verlassen. Er wurde durch die Stimmen des Volks vier hundert Meilen weit von Italien verbannt. Man riß seine Häuser nieder, und verkaufte öffentlich seine Güter. Mehrere Jahre trauerte Cicero im Elende, bis endlich Pompejus seine Zurückberufung bewirkte. Doch auch jetzt sollte der Philosoph keiner Ruhe genießen. Man machte Anschläge auf sein Leben; und Cicero mußte alle seine Kräfte aufbieten, um sich vor seinen Feinden zu schützen. Der mächtigste derselben war nach Cäsars Tode Antonius. Einen Trupp Mörder schickte dieser ab, um den Weisen auf seinem Landgute, nahe an der Seeküste aus dem Wege zu räumen. Cicero's Freunde erhielten Nachricht von dem schändlichen Vorhaben des Antonius, und eilten, ihn zu retten. Bey später Nacht kamen sie an. Ruhig schlief Cicero. Man weckte und zwang ihn, sich in einer Sänfte zu Schiffe tragen zu lassen, um den Ban-

diten zu entgehen. Kaum war Cicero aus dem Hause, so kamen auch die Mörder an, und als sie fanden, daß er entflohen war, verfolgten sie ihn nach der See hin. In einem Gehölze, das an der Küste lag, stießen sie an die Sänfte. Cicero's Freunde stellten sich zur Gegenwehre, und vertheidigten das Leben ihres Freundes mit der Gefahr ihres eigenen. Die Mörder wurden von einem Manne angeführt, dessen Leben der Redner vormals vertheidigt und gerettet hatte. Es war Popilius Lenus, ein Tribun der Armee. Cicero erkannte ihn, und befahl den Trägern zu halten. Popilius näherte sich der Sänfte.

Cicero. Freund und Retter war ich dir, und du kömmst mich zu morden?

Popilius. Die Vergangenheit ist keine Richtschnur der Gegenwart. Antonius hasset dich, also auch die Freunde des Antonius.

Cicero. (sich aus der Sänfte neigend) Popilius, vergiesse das Blut des Mannes nicht, der das deinige dir erhielt.

Popilius. (sein Schwert ziehend und dem Cicero den Kopf abschlagend) Stirb!

Die Begleitung des Getödteten griff wüthend den Popilius an; allein die Uebermacht der Mörder zerstreute sie. Die Banditen

diten hieben nun auch Cicero's Leichnahme die Hände ab, und begaben sich mit diesen blutigen Trophäen ihres schändlichen Sieges zu Antonius. Freudig sprang dieser bey dem Anblicke des Kopfes von seinem Sitze auf.

„Es ist Cicero's Kopf!" rief er aus, und spottete sein mit hölliſchem Gelächter. „Großer Redner, — sagte er, — wie stumm bist du mit einemmale geworden! Rede doch, schreye gegen Antonius, wenn du es vermagst! — Armer Tropf! Deine geschwätzige Zunge schweigt; Ha ha ha! Der Fluß deiner Rede stockt — ha ha ha! — Lachet doch alle, die ihr Antonius Freunde seyd!"

Auf Befehl des grausamen Antonius wurde der Kopf des Redners auf das Rostrum gesteckt, als wenn er ihm da noch einmal seinen Blutdurst vorwerfen sollte.

XVIII.

Brutus und das Gespenst.

(Bald nach Cäsars Tode.)

Das Triumvirat des Lepidus, Antonius und Augustus nach Cäsars Tode war für Brutus ein Gegenstand des größesten Hasses. Er sah Rom unter der Gewalt dreyer Heeren, die von verschiedenen Absichten geleitet wurden, seine Größe verlieren, und beschloß, es dieser Gewalt zu entreissen. Mit Kassius vereinigt, gieng er nach Griechenland, und brachte in Macedonien und den benachbarten Ländern ein mächtiges Heer auf die Beine, indeß sich Kassius nach Syrien begab, wo er bald Herr von zwölf Legionen wurde. Beyde Armeen vereinigten sich zu Smyrna, und verstärkten sich täglich. Brutus und Kassius hatten Italien, gleich unglück-

lichen Verbannten, ohne einen einzigen Soldaten, verlassen, und fanden sich jetzt an der Spitze von tausenden, mit allen Nothwendigkeiten zum Kriege versehen, und im Stande einen Kampf zu bestehen, auf dessen Ausgang die Herrschaft der Welt beruhte. Dieses Glück zog der einzige Brutus durch seine Gerechtigkeit, Mäßigung und Leutseligkeit herbey. Ein Mann, der in jedem Vorfalle nur auf das Wohl seines Vaterlandes, und nicht auf sein eigenes bedacht zu seyn schien. Seine Gesinnungen waren erhaben; er besaß eine Stärke der Seele, über die weder das Laster noch das Vergnügen etwas vermochte, und eine unbiegsame Standhaftigkeit in jeder seiner Unternehmungen. Diese Eigenschaften erwarben ihm die Liebe der Armeen, die wärmste Zärtlichkeit seiner Freunde, und die Bewunderung aller guten Menschen. Es war bey Sardis, wo sich beyde Anführer mit ihren Heeren lagerten, und den Antonius und Augustus, die mit vierzig Legionen gegen sie anrückten, erwarteten. Brutus war jetzt ein Beyspiel der Wachsamkeit und Thätigkeit. Nie schlief er bey Tage, wie es damals die Sitte der Römer war, und räumte nur so viel von der Nacht dem

Schlafe ein, als eben hinreichte, seine Kräfte zu erneuern. Schon um Mitternacht stand er auf, und arbeitete in seinem Zelte. In einer solchen Nacht geschah es, daß er ein Geräusch hörte. Er blickte auf, und eine riesenmäßige Gestalt mit schrecklichem Blicke stand vor ihm. Lange sah er ihr fest und unerschüttert in's Gesicht. Ein gleiches that die Gestalt.

Brutus. Bist du ein Dämon oder ein Mensch?

Die Gestalt. Dein böser Genius.

Brutus. Warum kömmst du zu mir?

Die Gestalt. Dein Schwert zu schärfen.

Brutus. Für wen?

Die Gestalt. Für dich im Unglücke.

Brutus. Wird Brutus nicht siegen?

Die Gestalt. Zu Philippi sehen wir uns wieder.

Brutus. Gut denn, zu Philippi sehen wir uns wieder.

Hier verschwand das Gespenst. Brutus rief seine Sklaven und fragte sie, ob sie etwas gesehen hätten. Diese versicherten ihn, nichts gesehen zu haben. Brutus setzte seine Arbeiten fort. Am Morgen kam Kassius.

Kassius. Auf, Brutus! Bey Philippi stehen Antonius und Augustus.

Brutus. Bey Philippi sagst du?

Kassius. So lauten meine Nachrichten.

Brutus. Ja, Genius, bey Philippi sehen wir uns wieder!

Kassius. Von welch' einem Genius sprichst du?

Brutus. Ich hatte eine Erscheinung heute Nachts. Nach Philippi lud sie mich.

Kassius. Brutus — der Philosoph — und eine Erscheinung —

Brutus. Bey gesundem Verstande und offenen Augen. Hier wo du stehst, stand sie. Sie kam und verschwand; ich begreife nicht wie. Schrecklich war ihr Blick.

Kassius. Und sie sprach?

Brutus. Brutus schärfe dein Schwert! In Philippi sehen wir uns wieder!

Kassius. Es war ein Traum!

Brutus. Ich wachte so wie jetzt.

Kassius. Also Spiel der Phantasie im Zustande des Wachens.

Brutus. Es sey, was es sey! Wir wollen nach Philippi!

Kassius. Antonius und Augustus —

Brutus. Sey unser Loosungswort!

Jedermann sah jetzt mit Schrecken und ungeduldiger Erwartung auf die beyden sich nähernden Armeen. Brutus war der einzige, der mit Heiterkeit und Ruhe den Ausgang erwartete. Gleichgültig gegen Glück und Unglück, und zufrieden in dem Bewußtseyn, seine Pflicht gethan zu haben, sagte er zu einem seiner Freunde:

„Wenn ich den Sieg erhalte, so rette ich mein Vaterland; verliere ich ihn, so wird der Tod mich von der Sklaverey befreyen. Mein Schicksal ist bestimmt, und ich wage nichts."

Die Armee des Brutus und Kassius bestand aus achtzig tausend Mann zu Fuß, und zwanzig tausend zu Pferde. Jene der Triumvire belief sich auf hundert tausend Mann zu Fuß und dreyßig tausend zu Pferde. So begegneten sie sich, auf beyden Seiten im vollkommensten Stande in den Ebenen bey Philippi, einer Stadt in den Gränzen von Thracien, und schlugen dicht gegen einander über ihre Lager auf. Die Stadt Philippi lag auf einem Berge, an dessen westlicher Seite mit einem allmähligen Abhange sich eine Ebene, beynahe von fünfzehn Stunden Länge, bis an die Ufer des Flusses Strymon ausbreitete. In dieser Ebne, ohngefähr eine Stunde von der

Stadt lagerten sich auf zween Hügeln Brutus und Kassius. Sie hatten die beste Lage genommen, und nichts zwang sie, eher ein Treffen zu liefern, als bis sie fanden, daß es vortheilhaft für sie sey. Die Triumvire dagegen, die ihre Lebensmittel fünfzehn Stunden weit holen mußten, wünschten nichts eifriger, als einen baldigen Angriff. Brutus, des Zögerns müde, beredete den Kassius, die Heere gegen den Feind vorrücken zu lassen. „Ich bin ungeduldig, sagte er, dem Elende der Menschen ein Ende zu machen; und dieses hoffe ich, soll mir glücken, ich mag fallen oder siegen."

Kassius. Dein Entschluß, Brutus, im Fall, eines Unglücks?

Brutus. Erinnere dich der Worte des Geistes!

Kassius. „Schärfe dein Schwert, Brutus!" Hießen sie nicht so?

Brutus. So hießen sie, und ich bin entschlossen, ein unglückliches Leben dieser Welt gegen ein besseres in der künftigen zu vertauschen, wenn mir das Glück zuwider seyn sollte.

Kassius. Laß' dich umarmen, Brutus! Nun können wir es wagen, die Spitze dem Feinde zu bieten. Auch als Besiegte

haben wir nicht Ursache, uns vor den Siegern zu fürchten.

Weil Augustus krank war, so wurden die Truppen der Triumvire von Antonius allein kommandirt. Mit einem muthigen Angriffe fieng er das Treffen an. Die Linien des Kassius wurden zuerst angefallen. Brutus that auf der andern Seite einen schrecklichen Angriff auf die Armee des Augustus, und setzte ihr mit einem solchen Nachdrucke zu, daß er sie gleich im Anfange in Unordnung brachte und zurücktrieb. Er drang bis in das Lager, machte da diejenigen nieder, die zur Vertheidigung desselben zurückgeblieben waren, und erlaubte seinen Soldaten zu plündern. Indessen wurden die Linien des Kassius überwältigt, und seine Reuter in die Flucht getrieben. Dieser unglückliche General ließ nichts unversucht, um sein Fußvolk zum Stehen zu bringen. Aber seine eigene Tapferkeit war allein nicht hinreichend, das furchtsame Heer zu beleben. Er selbst mußte endlich seine Rettung in der Flucht suchen. Brutus, welcher einen vollkommenen Sieg erfochten hatte, kehrte zu eben dieser Zeit mit einer siegreichen Armee zurück, als er fand, daß auf der Seite seines Gehülfen alles verloren sey. Er eilte, dem Feldherrn beyzustehen.

Aber wie erschrack er, als er seinen Freund Kassius erschlagen im Zelte antraf. Kassius war selbst der Thäter.

Brutus, der nun der einzige General war, sammelte, ohne Zeit zu verlieren, die zerstreuten Truppen des Kassius, beschenkte sie freygebig, und flößte ihnen neuen Muth ein. Doch hatte er noch nicht Zutrauen genug, um dem Feinde sich entgegen zu stellen, der ihm am folgenden Tage ein Treffen anbot. Seine Absicht war, denselben auszuhungern. Zwanzig volle Tage hielt sich Brutus. Der Feind, der jetzt nicht mehr ausdauern konnte, griff ihn an. Brutus vertheidigte sich wie ein Held. Doch die Uebermacht des Feindes zwang ihn, mit den Seinigen zu weichen. Die Triumvire, die jetzt des Sieges gewiß waren, gaben Befehl, daß der General gefangen werden sollte. Die Aufmerksamkeit der Armee war itzt allein auf Brutus gerichtet, und seine Gefangennehmung schien unvermeidlich. In diesen traurigen Umständen entschloß sich Lucilius, ein treuer Freund des Brutus, durch seinen eigenen Tod, den Feldherrn zu befreyen. Eben setzte ein Trupp thracischer Reuter dem Brutus nach. Lucilius wurde es gewahr, floh den Reutern entgegen, und stellte sich ihnen in

den Weg, mit den Worten: „Ich bin Brutus!“

Die Thracier, voll Freude über eine so kostbare Beute, benachrichtigten alsobald die Armee von ihrem Glücke. Die Hitze der Verfolgung ließ nach. Antonius selbst gieng dem Gefangenen entgegen, um seinen Tod zu beschleunigen, oder seines Unglücks zu spotten. Mit fröhlichem Gesichte empfieng ihn Lucilius. „Es ist nicht Brutus, sagte er, welcher gefangen worden; das Glück hat noch nicht die Macht gehabt, der Tugend ein so großes Unrecht anzuthun. Mein Leben konnte ich nicht besser verlieren, als für die Ehre eines Brutus; nehmt es hin; ich habe euch betrogen.“ Antonius ward durch diese seltne Treue gerührt, verzieh dem Lucilius, überhäufte ihn mit Wohlthaten, und nahm ihn in seine Freundschaft auf.

Brutus zog indessen mit einer kleinen Anzahl Freunde über einen Fluß. Schon war die Nacht eingebrochen. Unter einem Felsen verbarg er sich vor der Verfolgung des Feindes. Ermüdet, schlief er bald ein. Seine Freunde bewachten ihn. Mit einemmale knallte es im Felsen; es war der Knall eines Donners. Brutus Freunde sprangen zu dem Schlafenden. Aber sie beb-

ten zurück. Eine fürchterliche Gestalt stand an der Seite des Brutus.

Brutus. Ich erkenne dich! Du hältst Wort, bey Philippi sehen wir uns wieder.

Die Gestalt. Ist dein Schwert geschärft?

Brutus. Geschärft das Schwert, und entschlossen mein Wille —

Die Gestalt. Mir unter die Schatten des Todes zu folgen?

Brutus. Dir zu folgen unter die Schatten des Todes.

Der Geist verschwand. Brutus bat die Umstehenden, ihn zu tödten; aber keiner wollte ihm eine so traurige Art von Dienst erweisen.

Brutus. Auch du nicht, Strato, du Nächster meinem Herzen?

Strato. Meine Natur sträubet sich.

Brutus. Also du, Sklave.

Der Sklave. Verzeih, Herr!

Strato. Nein, man soll nicht sagen, Brutus habe in seiner letzten Noth zu einem Sklaven seine Zuflucht genommen, weil es ihm an einem Freunde fehlte. Gieb mir das Schwert!

Mit diesen Worten hielt Strato, mit weggewandtem Gesichte, die Spitze des

Schwertes dem Brutus vor, welcher sich hinein stürzte und sogleich verschied.

Brutus Feinde sandten den Kopf des Getödteten nach Rom, wo man ihn zu den Füssen der Statue des Cäsars geworfen hatte. Seine Asche erhielt seine Gemahlinn Portia, welche dem Beyspiele ihres Gemahls und Vaters Kato folgte, und sich selbst durch glühende Kohlen, die sie verschlang, das Leben nahm. — Man hat angemerkt, daß von allen denen, die an dem Tode Cäsars Theil gehabt, kein einziger eines natürlichen Todes gestorben sey.

XIX.

Antonius und Kleopatra.

(Im Jahre der Stadt 715 — 725.)

Brutus war nicht mehr. Die Triumvire hatten ihre Macht gegründet. Die Aerndte ihrer Aussaat zu sammeln, war jetzt ihre Beschäftigung. Antonius begab sich nach Griechenland, um die Schmeicheleyen dieses feinen Volks zu empfangen. Von da gieng er nach Asien über, wo alle Monarchen des Orients, welche die römische Gewalt anerkannten, ihn mit Ehren überhäuften, indeß die schönsten Prinzessinnen sich bestrebten, durch die Größe ihrer Geschenke, und die Reize ihrer Schönheit seine Gunst zu gewinnen. Begleitet von den erhabensten Personen, zog Antonius von einem Königreiche zum andern; ließ sich ungeheure Summen auszahlen, theilte Gunstbezeugun-

gen aus, und verschenkte Kronen mit eigensinnigem Uebermuth. Er gab das Königreich Kappadocien dem Syneses, zum Nachtheil des Ariarathes, bloß weil er an der Schönheit Glaphyrens, der Mutter des erstern Vergnügen fand! Er machte den Herodes zum König von Judäa, und unterstützte ihn gegen jeden Gegner. Aber unter allen Regenten des Orients, die seine Gunst genossen, hatte keiner einen größern Antheil an derselben, als Kleopatra, die berühmte Königinn von Egypten.

Serapia, ihr Statthalter auf der Insel Cypern, hatte vormals einigen Verschwornen gegen das Triumvirat Unterstützung geleistet. Antonius forderte die Königinn auf, daß sie für das Verhalten desselben Rechenschaft gebe. Kleopatra entschloß sich selbst vor Antonius, der sich damals in Tarsus, einer Stadt Ciliciens aufhielt, zu erscheinen. Ihre Reize waren allgemein bekannt und bewundert; obschon ihr in Rom mehrere Frauenzimmer an Schönheit gleich kamen, so übertraf sie sie doch alle in den Künsten eines verführerischen Umgangs. Tarsus erwartete mit Ungeduld die Königinn. Sie segelte den Fluß Cydnus, an dessen Mündung die Stadt lag, mit einer Pracht herab, die mehr als königlich ge-

nannt werden konnte. Ihre Galeere war mit Gold bedeckt. Die Segel waren von Purpur, und flatterten mit Stolz im Winde. Die silbernen Ruder stimmten harmonisch in die Musik der Flöten und Cymbalen ein. Sie selbst lag auf einem mit goldenen Sternen gestickten Ruhebette. Auf jeder Seite des Bettes standen holdselige Knaben, wie Liebesgötter gekleidet, beschäftigt, ihr Kühle zuzufächeln; und zugleich sangen die schönsten Nymphen, Nereinen und Grazien vorstellend, in zauberischen Melodien um sie her. An den Ufern des Flusses brannten die auserlesensten Spezereyen, und eine unzählige Menge von Zuschauern betrachteten dieses Schauspiel mit einer Vermischung von Vergnügen und Bewunderung.

Antonius sah die Königinn, und sein Herz war gefesselt. Alle seine Geschäfte setzte er hindan, und folgte der Zauberinn nach Egypten, wo er in den Armen der Weichlichkeit schwelgte, und zu den Füssen eines verführerischen Weibes seufzte.

Fulvia, die Gemahlinn des Antonius, entbrannte vor Eifersucht bey der Nachricht, daß Kleopatra ihre Nebenbuhlerinn sey. Sie wandte alles an, um den Irrenden aus dem Labyrinthe zu ziehen. Ein Bruch mit dem Augustus, schien ihr

das einzige wahrscheinliche Mittel zu seyn, ihn aus seiner Schlafsucht aufzuwecken. Mit Hülfe des Lucius, ihres Schwagers, der damals Konsul und ihr gänzlich ergeben war, fieng sie an, den Saamen der Uneinigkeit auszustreuen. Es glückte ihr. Augustus zog gegen Antonius zu Felde. Antonius, aufgebracht über Fulviens Rache, verließ die Königinn, und eilte nach Athen, wo sich die Zörnende aufhielt, und an einer schweren Krankheit darnieder lag.

Antonius. Danke den Göttern, daß eine Krankheit dich niederwarf! Schrecklich würde sich an dir Antonius gerächet haben!

Fulvia. Verachtete Liebe scheuet den Tod nicht. Ich hasse dich Verräther! Mein letzter Athemzug sey ein Vorwurf dir! In den Armen einer Buhlerinn schändest du den Adel eines keuschen römischen Weibes; schändest dich als Mann, der schwach genug ist, den Lockungen einer Wollüstigen, die mehr deine Macht als dich selbst liebt, nicht widerstehen zu können!

Antonius. Beherrsche deine Zunge, oder mein Schwert durchbohrt deine Brust!

Fulvia. Stoß', Elender!

Antonius. Du bist ein Weib!

Fulvia. Ein Weib von Ehre, und beleidigt. Tödte mich, wenn du Muth hast.

Die Freunde Fulviens, die in der Nähe waren, traten herein. Antonius entfernte sich. Fulvia ward nach Syzicon gebracht, und starb bald. Antonius söhnte sich bey Brundusium mit Augustus aus, und nahm seine Schwester Oktavia zur Gemahlinn.

Kleopatra ergrimmte, als sie die Nachricht von dieser neuen Vermählung erhielt; doch beschloß sie, ihren Grimm zu verbergen, und durch Liebkosungen, Thränen und Schwermuth den Ungetreuen abermals und fester als je zu fesseln. Antonius, der von der Königinn Egyptens zu Leukopolis überrascht wurde, war zu schwach, als daß er einer Kleopatra hätte Widerstand thun können. Seine Leidenschaft stieg nun aufs höchste, und er begieng die Thorheit, Oktavien zu verstoßen, und Kleopatra als seine Gemahlinn zu erkennen. In ihren Armen verfügte er sich nach Alexandria, und versammelte das Volk in dem öffentlichen Schauplatze der Stadt. Unter einem Thronhimmel von Silber, ließ er zween Sitze von Gold errichten, einen für ihn, den andern für Kleopatra. Er als Bacchus gekleidet, sie in dem Anzuge der

Isis, als der vornehmsten Gottheit des Reiches, bestiegen beyde die Thronen. Er erklärte sie für die Königinn aller Länder, die er ihr bereits gegeben hatte, und ernannte zugleich den Cäsario zu ihrem Theilnehmer an der Regierung. Cäsario war Cäsars Sohn, erzeugt mit Kleopatra. Den beyden Kindern, deren Vater er selbst war, gab er den Titel Könige der Könige, und beschenkte sie mit weitläuftigen Provinzen. Um das Maaß seiner Ungereimtheiten voll zu machen, benachrichtigte er den Senat zu Rom von seinem Verfahren, und fuhr fort Tonnen Goldes zu verschwenden, um nur neue Wollüste und Schaugepränge an seinem Hofe unterhalten zu können. Man gab Gastmahle, die, nach unserm Gelde gerechnet, nicht weniger als 360,000 Thaler kosteten, und Kleopatra trank kostbare Perlen im Weinessig aufgelöst.

Augustus, der durch Oktaviens Verstossung so sehr beleidigt war, schwur dem Antonius Rache, und rüstete sich zum Kriege gegen ihn, indem er ihn zugleich dem Senate als einen Beleidiger Roms schilderte. Antonius zog in Gesellschaft Kleopatra's seinem Feinde entgegen. Sein Heer ging nach Europa, indeß er selbst und die Königin sich nach Samos begaben.

Es war lächerlich die seltsamen Anstalten zu sehen, die hier beyde theils zum Kriege, theils zu Ergötzungen, machten. Auf einer Seite hatten alle Könige und Prinzen von Egypten bis an den Portus Euxinus Befehl, ihm sowohl Truppen als Lebensmittel und Waffen zu liefern; auf der andern Seite war allen Histrionen, Tänzern, Possenspielern und Musikern Griechenlandes anbefohlen, sich zu Samos einzufinden. Wenn man glaubte, daß ein Schiff mit Soldaten und Waffen ankomme, so segelte eins mit Schauspielern und Theatermaschinen beladen daher. Wenn man Nachrichten von Annäherung einer Armee erwartete, so kamen nur Boten mit der Nachricht, daß frisches Wildpret im Anzuge sey. Die Könige, welche ihn begleiteten, bemüheten sich, seine Gunst mehr durch Belustigungen als durch kriegerische Zurüstungen zu erwerben. Die Provinzen bestrebten sich, ihm mehr dadurch gefällig zu werden, daß sie seiner Bacchischen Gottheit opferten, als dadurch, daß sie sich eifrig bewiesen, ihn zu vertheidigen. Seine besten Freunde fiengen jetzt an, sich von ihm zu trennen.

Der Verzug zu Samos, und nachher zu Athen, wohin Antonius die

Kleopatra mitnahm, um neue Ehrenbezeugungen zu erhalten, war für die Waffen des Augustus sehr vortheilhaft, die während dieser Zeit überaus ansehnlich und mächtig wurden. — Endlich waren beyde Heere bereit, einander anzugreifen. Das große entscheidende Treffen, welches ein Seetreffen war, geschah bey Aktium, einer Stadt in Epirus, an dem Eingange des ambracischen Meerbusens. Antonius ordnete seine Schiffe vor der Mündung des Meerbusens; Augustus stellte seine Flotte ihm gegenüber in Schlachtordnung. Die Landarmeen standen an den entgegengesetzten Ufern, und munterten die Flotten durch ihr Geschrey zum Gefechte auf. Das Treffen begann. Die mit ehrnen Spitzen beschlagenen Vordertheile der Schiffe fielen wüthend einander an. In dieser Art des Gefechts thaten die Schiffe des Antonius den Anfall mit größerer Gewalt; aber Augustus Schiffe vermieden den Stoß mit größerer Behendigkeit. Auf der Seite des Antonius waren die Hintertheile der Schiffe in Gestalt eines Thurms erhoben, woher sie mit besonders dazu eingerichteten Maschinen Pfeile herabschossen. Die Schiffe des Augustus bedienten sich langer Stangen mit eisernen Hacken, und gebrauchten Feuertöpfe. Eine

Zeitlang fochten beyde Generale mit gleicher Hitze. Doch mit einemmale entschied Kleopatra das Schicksal des Treffens. Man sah sie aus dem Gefechte mit sechzig Schiffen entfliehen. Bald eilte ihr auch Antonius nach, und überließ seine Flotte dem Gutdünken des Siegers. Dem ohngeachtet dauerte das Gefecht bis gegen Abend fort, und erst itzt ergaben sich Schiffe und Landtruppen an Augustus.

Antonius hatte Kleopatra eingeholt. Ohne sie zu sehen oder von ihr gesehen zu werden, stieg er in das Schiff der Königinn. Sie war in dem Hintertheile. Drey Tage lang sprachen beyde einander nicht; doch endlich umarmten sie sich am vierten wieder, und zerflossen in Zärtlichkeit. Antonius schmeichelte sich, daß sein Heer zu Wasser und zu Lande ihm treu geblieben sey, und sandte an seinen Legaten Kanidius, dasselbe nach Asien hinüber zu bringen. Allein bald sah er, daß diejenigen, denen er untreu geworden, seinem Beyspiele gefolgt waren, und sich an Augustus ergeben hatten. Antonius gerieth in eine grenzenlose Wuth. Kleopatra, die nun ihren Gemahl ohne Macht und Ansehen erblickte, änderte ihren Plan in der Liebe, und beschloß, sich den mächtigen Augu[illegible]

zum Freunde zu machen, um ihr Egyptenzu sichern. Sie rechnete auf die Gewalt ihrer Reize, wiewohl sie schon vierzig Jahre zählte, und war begierig, diejenigen Künste auch an dem Sieger zu versuchen, die ihr bey den größten Männern Roms so gut gelungen waren. Antonius, der die geheimen Anstalten seiner Königinn bemerkte, floh nach einem Damme in der See, wo er in einem kleinen Hause einsiedlerisch lebte. Er scheute allen Umgang mit Menschen, und überließ sich ganz den Qualen der Eifersucht und der Schande.

Augustus setzte indessen den Krieg fort, und Egypten ward noch einmal der Kampfplatz der römischen Armeen. Antonius, der noch Truppen zur See und zu Lande hatte, verließ seine Einsamkeit, und wollte sich seinem Verfolger widersetzen, und auch Kleopatra's Liebe wieder gewinnen. Allein sein Unstern war einmal aufgegangen. Er verlor bey jeder Gelegenheit; und sah sich zuletzt durch Kleopatra selbst verrathen, die es dahin brachte, daß ihn auch der letze Mann verließ und dem Augustus beytrat.

Kleopatra hatte sich lange schon vor den Wirkungen der Eifersucht des Antonius gefürchtet, und daher auch eine Veranstaltung getroffen, die sie dafür sichern soll-

te. Nahe bey dem Tempel der Isis ließ sie ein Gebäude erbauen, welches dem Anscheine nach zu einen Grabmahle bestimmt war. Hieher brachte sie alle ihre Schätze und größten Kostbarkeiten, und bedeckte sie mit Fackeln, Reisbündeln und andern brennbaren Materien. Dieses Grabmahl hatte sie zu einer doppelten Absicht bestimmt; theils sie von Antonius plötzlicher Rache zu beschirmen, theils den Augustus glauben zu machen, daß sie alle ihre Schätze den Flammen preis geben würde, im Fall' er ihr anständige Bedingungen der Uebergabe weigerte. Dahin also nahm sie ihre Zuflucht vor der gegenwärtigen Wuth des Antonius. Auf ihr Geheiß verschloß man die Thüren mit eisernen Riegeln, und breitete ein Gerücht von ihrem Tode aus.

Antonius hörte kaum, daß Kleopatra gestorben wäre, als auch schon seine vorige Liebe und Zärtlichkeit wieder aufwachten. Er war jetzt ein Spiel aller Leidenschaften, und jeder im höchsten Grade. Er beweinte ihren Tod jetzt mit eben der Heftigkeit, mit welcher er ihn wenige Minuten vorher gewünscht hatte. Mit einem seiner Freygelassenen, begab er sich nach dem Pallaste Kleopatra's, und vergoß Thränen in den Zimmern, die sie bewohnt hatte.

„Unglücklicher, redete er sich selbst an, was kann dir das Leben noch jetzt werth machen, da alles, was meine Sorgen lindern und beruhigen konnte, dahin ist? — O Kleopatra, in diesen Zimmern wandeltest du oft an der Seite deines Antonius; hier war es, wo er Seligkeit von deinen Lippen sog — ! Wenn dein Geist noch hier unsichtbar schwebt, so stärke er mich, indem ich dir folge. Nimm dieß Schwert, und stoße es in diese Brust. Feyerlich schwurst du mir einst diesen Dienst zu; ich fordere dich auf, mir ihn jetzt zu leisten. „

Der Freygelassene nahm wirklich das Schwert; aber statt Antonius zu tödten, stieß er es in seine eigene Brust, und starb zu den Füssen seines Herrn. — Antonius fiel auf den Leichnam des treuen Dieners, pries die Treue desselben, und kehrte nun das Werkzeug des Todes gegen sich selbst. Die Wunde war nicht tödtend. Auf das Geschrey, welches er erhob, kam seine Bedienung herein. Man stillte das Blut, und sorgte für seine Genesung. Kleopatra war das einzige vernehmliche Wort, das seinen Lippen entkam. Ein Sekretair der Königinn versicherte ihn, daß sie noch lebe. Antonius verlangte mit Ungestüm zu ihr gebracht zu werden. Man trug ihn vor die

Pforte des Grabmals. Kleopatra wollte die Thüren nicht öffnen lassen. Man ließ Stricke aus einem Fenster herab, und zog den Blutenden von der Erde hinauf. Auf einem Ruhebette lag Antonius und erwartete seinen Tod. Kleopatra gerührt durch den Anblick des Sterbenden, versank in die tiefste Schwermuth; sie zerriß ihre Kleider, schlug ihre Brust, und küßte die Wunde, an der Antonius sterben sollte. Sie nannte ihn ihren Herrn, ihren Gemahl, ihren Imperator, und schien ihre eigenen Bekümmernisse über die Größe seiner Leiden vergessen zu haben. Wenn sie Antonius nie mit Wahrheit geliebt hat, so liebte sie ihn jetzt fern von aller Heucheley. Er starb in ihren Armen.

Eine Aufwärterinn. Proklus, ein Abgesandter des Augusts wünscht dich zu sprechen, Königinn.

Kleopatra. Mein Grabmal bleibt verschlossen. An der Seite dieses Antonius stirbt Kleopatra.

Eine andere Aufwärterinn. Proklus und noch zween andere Römer steigen auf Leitern herauf.

Kleopatra. Sie mögen kommen.

Proklus. August verkündet dir Gnade und Freundschaft.

Kleopatra. Seht, hier liegt Antonius; Kleopatra hat nichts mehr zu wünschen, für nichts mehr zu danken. — So stirbt Egyptens Königinn.

Bey diesen Worten zog sie einen Dolch aus ihrem Busen, und wollte sich tödten. Doch Proklus und seine Freunde kamen dem Stoße zuvor, und wanden der Verzweifelnden den Dolch aus der Hand. Man durchsuchte ihre Kleider, ob nicht vielleicht Gift irgendwo zu finden wäre, und versicherte sich der Person der unglücklichen Königinn. Man brachte sie nach dem Pallaste des Augustus, begegnete ihr mit Ehrerbietung und Unterwürfigkeit. Man gestattete ihr, dem Antonius ein ehrenvolles Begräbniß zu geben. Kleopatra verfiel in eine Krankheit, und faßte den Entschluß, sich aller Nahrung zu enthalten. Doch Augusts Befehle zwangen sie, Nahrung und Arzney zu sich zu nehmen. Er selbst besuchte sie, und sie drang ihm die Gewährung ihrer Bitte ab, in Begleitung ihrer beyden Aufwärterinnen, sich zu dem Grabmale des Antonius begeben zu dürfen. Hier warf sie sich auf den Sarkophag, beweinte ihr Unglück, und schwur, daß sie ihn nicht überleben wolle. Sie bekränzte den Sarg mit Blumenketten, küßte ihn, und kehrte zurück nach ihrem Gemache,

um den schrecklichsten aller Entschlüsse auszuführen.

Nachdem sie sich gebadet hatte, stellte sie ein prächtiges Gastmahl an. In der frohesten Laune verließen sie ihre Freunde. Charmion und Iris, zwo ihrer Vertrauten blieben bey ihr.

Kleopatra. Charmion, wo ist der Korb mit Früchten?

Charmion. Hier, meine Gebieterinn!

Kleopatra. Opfert diese Früchte der Ceres. Hast du die Natter, Iris?

Iris. Da, Königinn!

Kleopatra. Setze sie an meine Brust!

Iris. Kleopatra!

Kleopatra. Thue, was ich dir befehle. — Und du Charmion, befördere den Brief dort an August. — Setze die Schlange an!

Iris that es. Die Natter biß sich tief in's Fleisch.

Kleopatra litt, ohne einen Laut von sich zu geben. Charmion hatte den Brief an August befördert. Unverzüglich schickte dieser Leute ab, um die Königinn, die ihm von ihrem Tode Nachricht gab, zu retten; aber sie kamen zu spät.

Als sie in das Zimmer traten, fanden sie Kleopatra im königlichen Schmucke

todt auf einem goldenen Ruhebette liegen. Noch hieng die Natter verbissen in ihrer Brust. Iris hatte sich an der Seite ihrer Gebieterinn getödtet. Charmion trank Gift, und starb in Gegenwart der Abgeschickten des Augusts.

Einige Umstände in dem Tode dieses berühmten Frauenzimmers interessiren unser Gefühl, was auch unsere Vernunft dagegen sagt. Ob sie gleich kaum irgend eine schätzbare Eigenschaft, als die Klugheit, und kaum irgend eine andere Zierde, als die Schönheit hatte, so bedauern wir doch ihr Schicksal, und sympathisiren mit ihren Schmerzen. Ihr Tod machte der Monarchie in Egypten ein Ende, die seit undenklichen Zeiten daselbst geblühet hatte.

XX.

Augustus.

(Im Jahre der Stadt 725 — 767.)

Durch den Tod des Antonius war Augustus jetzt unumschränkter Herr des römischen Reiches geworden. Im Triumphe zog er in Rom ein. Durch kostbare Feste und prächtige Schauspiele, die er nun dem Volke in Fülle gab, suchte er die schlimmen Eindrücke auszulöschen, die sein vormaliges Betragen in demselben zurück gelassen hatte, und beschloß von dieser Zeit an, durch eine gütige und sanfte Regierung sich einen Thron zu sichern, dessen Grund er im Blute legte. Augustus war jetzt das Oberhaupt des allergrößten Reiches, dem das menschliche Geschlecht je gehorchte. Es begriff, in Europa, Italien, Gallien, Spanien, Griechenland, Illyrien, Dacien, Pannonien, Britanien, und einen Theil von Deutsch-

land; in Asien, alle diejenigen Provinzen, die unter dem Namen Asia minor zusammen gefaßt wurden; nebst Armenien, Syrien, Judäa, Mesopotamien und Medien; in Afrika, fast alle diejenigen Theile, welche damals für bewohnbar gehalten wurden, nämlich: Egypten, Numidien, Mauritanien und Lybien. Von den jährlichen Einkünften des Reichs hat man berechnet, daß sie ohngefähr 240 Millionen Thaler betragen haben. Die Anzahl der Bürger in Rom belief sich auf vier Millionen sechs und dreyßig tausend Männer, Weiber und Kinder: eine Zahl, welche wenigstens viermal so groß ist, als die Anzahl der Einwohner von London, gegenwärtig der volkreichsten Stadt in der Welt. In der eleganten Gelehrsamkeit übertrafen die Römer alle ihre Vorgänger, und haben auch nachher nie ihres Gleichen gehabt. Außer dem Virgil, Horaz und Ovid, Dichter, deren Namen man nur anführen darf, war der Geschichtschreiber Livius die Zierde dieser Zeiten.

Von dem Augenblicke an, als Augustus Roms Oberherr ward, legte er alle Grausamkeit ab, und da er gar keinen Gegner mehr hatte, schien er auch ganz frey von allem Argwohn zu seyn. Seine erste Sor-

ge war, sich der Freunde des Antonius zu versichern; er erklärte daher öffentlich, daß er alle Briefe und Papiere dieses Mannes verbrannt habe, ohne sie zu lesen, überzeugt, daß ein jeder, so lang' er noch glaubte, daß man ihn ihm Verdacht habe, sich fürchten würde, ihm seine Freundschaft anzubieten. Sein nächster politischer Kunstgriff war, daß er eine dauerhafte Ordnung in der Verfassung des Staats einführte. Er ließ sich Imperator nennen, um das Kommando über die Armee zu behalten; er ließ sich zum Tribun erwählen, um das Volk zu regieren, und zum Vornehmsten des Senats, um auch da zu herrschen. Indem er also so verschiedene Würden in seiner Person vereinigte, so belud er sich auch mit Besorgung der Geschäfte, die für jedes Departement gehörten; und indeß er andern das größte Gute erwies, befriedigte er seinen Ehrgeiz in Erfüllung seiner Pflicht gänzlich. Nachdem er diese bewunderungswürdige Ordnung eingeführt hatte, drang er darauf, daß man ihm gestattete, sich der Schwierigkeit zu begeben, ein so ausgedehntes Reich zu regieren; ein Geschäft, dem, wie er sich ausdrückte, die unsterblichen Götter nur allein gewachsen wären. Man wollte auf keine Weise in sein Begehren willigen, und Au-

gustus gab nach, und bat sich bloß die Oberherrschaft auf zehn Jahre aus; wußte aber zu gleicher Zeit seine Maßregeln so gut zu nehmen, daß seine Regierung alle zehn Jahre, bis auf seinen Tod, erneuert wurde.

Dieser Schein einer Abdankung diente bloß dazu, ihn in den Herzen des Volks und in seiner Macht zu befestigen. Man überhäufte ihn mit neuen Ehren. Erst itzt erhielt er den Namen Augustus. Man ließ einen Lorbeerbaum vor seine Thüre pflanzen, und nannte sein Haus, zum Unterschiede von jedem andern, einen Pallast. Man bestättigte ihm den Titel Vater des Vaterlandes und erklärte seine Person für heilig und unverletzlich.

Durch sein eigenes Beyspiel lehrte er Menschlichkeit; denn da er über alle Gleichheit erhoben war, hatte er nichts von der Herablassung zu fürchten; und betrug sich daher gegen Jedermann vertraut und gefällig. Ob er gleich bloß durch die Gewalt seiner Würde im Stande war, wen er nur wollte, zu verdammen oder loszusprechen, so ließ er doch den Gesetzen ihren ordentlichen Lauf, und führte zuweilen die Sache derer, die er zu beschützen wünschte. So wurde einst Primus, der Gouverneur von Macedonien, angeklagt, daß er die Odrisier, ge-

einen benachbarten Staat, auf Befehl des Augustus, wie er sagte, bekriegt habe; und als Augustus diesen Befehl läugnete, so fragte der Rechtsfreund des Primus mit einer unverschämten Miene, wer ihn vor Gericht hätte rufen lassen? Der Kaiser erwiederte: „Der Staat!" eine Antwort, die dem Volke ungemein gefiel. Bey einer andern Gelegenheit bat ihn einer von seinen alten Soldaten um seinen Schutz in einer gewissen Angelegenheit; Augustus verwies ihn an einen Sachwalter. „Ach, antwortete der Soldat, ich habe dir nicht durch einen Anwald bey Aktium gedient." Diese Antwort gefiel dem Augustus so sehr, daß er die Sache des Mannes persönlich vertheidigte, und sie für ihn gewann. Er war ausnehmend leutselig, und erwiederte die Grüße der geringsten Leute. Eines Tages überreichte ihm jemand eine Bittschrift, aber mit so vieler Ehrfurcht, daß dem Kaiser ein so niedriges Betragen mißfiel. „Wie, Freund, sagte er, du thust ja, als wenn du einem Elephanten etwas überreichtest, und nicht einem Menschen; sey dreister." Vor allem andern jedoch verdient Augusts Verhalten gegen den Kornelius Cinna, des Pompejus Enkel, der Nachwelt aufbehalten zu werden. Dieser Patricier hatte sich in eine

gefährliche Verschwörung gegen ihn eingelassen. Das Komplot wurde entdeckt, eh' es zur Ausführung reif war. Augustus ließ alle Schuldigen vor sich kommen, gab ihnen einen Verweis und schickte sie fort. Aber den Cinna wollte er vorzüglich durch die Grösse seines Edelmuths beschämen, er wandte sich an ihn besonders, und sagte: „Ich habe dir zweymal das Leben geschenkt; erst als einem Feinde, jetzt als einem Verschwornen; ich gebe dir nun das Konsulat. Laß uns künftig Freunde seyn, und nur darinn streiten, ob mein Zutrauen oder deine Treue den Sieg davon tragen wird." Dieser Edelmuth, welchen Augustus gerade zur rechten Zeit bewies, hatte die Wirkung, daß von dem Augenblicke an alle Verschwörungen gegen ihn aufhörten.

In der Ausübung solcher Tugenden, als diese, brachte er eine lange Regierung von mehr dann vierzig Jahren zu, in welchem Zeitraume die Glückseligkeit des Volks mit der seinigen einen Bund gemacht zu haben schien. Zwar wurden während seiner Regierung in den entfernten Provinzen des Reichs beständig Kriege geführt; aber sie dienten mehr dazu, Empörungen zu ersticken, als das römische Gebiet zu erweitern; denn August hatte sichs zum Gesetze ge-

macht, keine Unternehmung anzufangen, wo bloß der Ehrgeitz, nicht die Sicherheit des Staats, interessirt war. In der That, er schien der erste Römer zu seyn, welcher sich bloß durch die Künste des Friedens Ruhm zu erwerben suchte. Demohngeachtet wurden die römischen Waffen unter seinen Legaten allenthalben mit dem glücklichsten Erfolge bekrönt. Im vier und siebenzigsten Jahre seines Alters, fieng er nun ernstlich an, sich von den Beschwerlichkeiten der Alleinherrschaft zu trennen. Er ernannte seinen Stiefsohn Tiberius zum Nachfolger, und theilte mit ihm die Geschäfte der Regierung. Er blieb noch immer ein wachsamer Fürsorger für das Beste Roms, und betrug sich bis an sein Ende als Vater des Volks. Kurz vor diesem machte er sein Testament, und übergab es den vestalischen Jungfrauen in Verwahrung. Hierauf feyerte er den Census, oder die Zahl des Volks, das eine Summe von vier Millionen, hundert und sieben und dreyßig tausend ausmachte. Als diese Feyerlichkeit, mit einem grossen Zulaufe des Volks im Kampus Martius vollzogen wurde, soll ein Adler zu verschiedenen malen um Augustus herumgeflogen seyn, darauf seinen Flug nach einem benachbarten Tempel ge-

nommen, und sich über dem Namen des Agrippa niedergelassen haben, welches die Auguren als eine Vorbedeutung von seinem Tode auslegten. — Zu Nola erkrankte er wirklich. Er schmeichelte sich nicht lange mit eitlen Hoffnungen der Genesung; überzeugt, daß sein Ende nahe sey, erwartete er solches mit der Geduld und Unerschrockenheit eines Weisen. Wenige Stunden vor seinem Tode ließ er sich einen Spiegel bringen, und seine Haare mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt zurechte machen. Hierauf wandte er sich an seine Freunde, und fragte sie, ob er seine Rolle im Leben gut gespielt hätte; und als sie mit ja antworteten, rief er mit seinem letzten Athem aus: „Nun, so gebt mir euren Beyfall.“

Der Tod dieses Kaisers setzte das ganze Römische Reich in die äusserste Betrübniß. Man las öffentlich sein Testament vor. Livia, seine Gemahlinn, und Tiberius waren die Haupterben; dann seine Leibwache, die Soldaten der Legionen und alle Bürger. Livia wurde in die Familie der Julier aufgenommen, und mit dem Namen Augusta beehrt. Ausser dem Testamente fanden sich noch vier andere Schriften. In der einen ordnete er sein Leichenbegängniß an; die zwote enthielt eine Erzählung

verschiedener seiner Thaten; die dritte war ein Verzeichniß von den Provinzen, den Truppen und den Einkünften des Reichs; und die vierte bestand aus kurzen Lehren für Tiberius, die Regierung des Staats betreffend. Eine seiner Maximen war, daß keiner begierig seyn sollte, das Reich zu erweitern, welches schon jetzt mit vieler Schwierigkeit behauptet werden könne. So schien Augustus darauf bedacht gewesen zu seyn, seinem Vaterlande auch noch nach dem Tode nützlich zu seyn, und der Schmerz des Volks schien seiner Sorgfalt gleich zu kommen. Es wurde beschlossen, daß alle Frauenzimmer ihn ein ganzes Jahr lang betrauern sollten. Man erbaute ihm Tempel; ordnete ihm göttliche Ehre an, und der Senator, Numerikus Attikus bekam eine grosse Summe Geldes, weil er schwur, daß er gesehen, wie Augustus gen Himmel aufgefahren, so daß dem Volke gar kein Zweifel wegen seiner Gottheit übrig blieb.

Solche Ehren wurden einem Manne erwiesen, dessen Gewalt sich in der Niedermetzelung seiner Bürger anfieng, und mit ihrer Glückseligkeit endete.

Er gab der römischen Verfassung eine Gestalt, die der Beschaffenheit der Zeiten angemessen war, und machte Rom durch

eine unumschränkte Monarchie glücklich, die er durch die vollkommenste Klugheit auszuüben wußte. In dieser letztern Tugend scheint er alle seine Vorgänger übertroffen zu haben, so wie ihm auch seine Nachfolger hierinn weichen müssen; und in der That, wenn wir den Oktavius vom Augustus trennen könnten, so würde er einer der untadelhaftesten Regenten seyn, welche die ältere Geschichte aufzuweisen hat; den langen Frieden, dessen sich seine Unterthanen während seiner Regierung freuten, kann man seiner Mäßigung allein zuschreiben. Um die Mitte seiner Oberherrschaft sah man den größten Theil des menschlichen Geschlechts auf einmal einem einzigen Monarchen gehorchen, und in vollkommener Einigkeit unter einander leben. Dieß war die Zeit, da der Heiland uns gegeben ward, um die Menschen neue Gesetze zu lehren, und sie zur Ausübung der Tugend feyerlicher zu verpflichten.

XXI.

Seneka, der Philosoph.

(Im Jahre der Stadt 793 — 811.)

Seneka. Ja, liebe Paulina! es ist schön für das Wohl der Menschen zu wirken, und mit Entzücken erinnere ich mich meiner frühern Tage, die diesem göttlichen Geschäfte geweihet waren. Ich wünschte, mein Alter erlaubte mir noch, dem Vaterlande zu nützen, das vielleicht nie der Verwendung edler Bürger mehr benöthigte, als eben jetzt, da die Grausamkeit eines Nero wüthet, und mit allgemeinem Verderben dem Staate droht.

Paulina. Es ist schwer zu begreifen, wie der Mann, dessen Lehrer du warst, den du mit deinen Grundsätzen nährtest, der die herrlichsten Hoffnungen beym Antritte seiner Regierung von sich gab; wie dieser Mann so plötzlich in den Abgrund der schwärzesten Laster sinken konnte.

Seneka. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß seine Krankheit eine Mitursache dieser moralischen Verderbniß sein mag.

Paulina. Vielleicht ist noch Hoffnung —

Seneka. Keine, theure Paulina. Ein Laster führt zum andern; Gewalt ist in den Händen Nero's, und Schmeichler umringen seinen Thron. Redlich Gesinnte verfolget seine Wuth; Freunde der Wahrheit und der Tugend sind von seinem Hofe verbannt.

Paulina. Ein Beyspiel giebt Seneka in seiner Einsamkeit.

Seneka. In welcher jeder andere noch vor Nero zittern würde.

Paulina. Soll uns unsere Entfernung von Rom nicht Sicherheit geben?

Seneka. Nero hasset mich, weil ich seinen Lastern nicht frohnte.

Paulina. Schrecklich!

Seneka. Laß' uns mit ruhiger Seele, und mit dem Bewußtseyn unserer Tugend die Zukunft erwarten. — Sieh doch, Paulina, ist es nicht ein Tribun, der sich unserer Wohnung nahet?

Paulina. Es ist der Tribunen einer. — Ich zittere bey dem Anblicke des Mannes.

Seneka. Nicht doch, Geliebte. Nero

kann uns nur tödten, und was ist der Tod in den Augen des Weisen!

Der Tribun. Unerwartet ist euch mein Besuch —

Seneka. Sendet Nero dich, so ist Seneka auf alles vorbereitet.

Der Tribun. Er sendet mich.

Seneka. Dein Auftrag?

Der Tribun. Dir seinen Haß, seinen Zorn, seine Rache zu verkünden. Man hat dich angeklagt, du hättest Theil an der Verschwörung gegen ihn genommen.

Seneka. Vorwand! Nero hasset den Freund der Tugend, und dieß ist alles. Kehre zurück, Tribun, und sage, wie du Seneka gefunden, sage, daß ich das Laster — Laster nennen werde, es sey auch von dem blendendsten Glanze umgeben.

Der Tribun. Lies!

Seneka. (liest laut) „Nero gebeut dem Seneka zu sterben."

Paulina. Entsetzlich.

Der Tribun. Welche Grausamkeit!

Seneka. Nenne es Wohlthat, Tribun. — Paulina, rufe meine Freunde.

Paulina that es. In Thränen zerfliessend erschienen die Freunde des Philosophen. Seneka forderte einen Wundarzt. Man wollte ihn nicht fragen warum, und rief ihn.

Seneka. Seneka stirbt; ihr sollt Zeugen seines Todes seyn. Tribun, ist es dem Scheidenden erlaubt, seine Lieben zu bedenken?

Der Tribun. Deine Güter sind Nero's.

Seneka. Er nehme sie. — Weil es mir denn nicht erlaubt ist, meine Freunde, euch andere Beweise meiner Liebe zu hinterlassen, so hinterlasse ich euch wenigstens ein Vermächtniß, das jede andere Gabe am Werthe übertrift, — mein Beyspiel. — Wundarzt, öffne mir die Adern.

Paulina. Auch mir!

Seneka. Dein Leben verlangt Nero nicht als Opfer.

Paulina. Ich bringe es der Gattenliebe.

In stummen Schmerz waren alle Anwesende versunken. Der Wundarzt öffnete beyden zu gleicher Zeit die Adern. Seneka sprach über die Unsterblichkeit der Seele, und diktirte zween Schreibern eine Abhandlung über die wichtigsten Wahrheiten des Menschen in die Feder. — Da er schon alt, und durch sein strenges Leben sehr geschwächt war, so floß das Blut nur langsam; er befahl auch die Adern seiner Beine und Schenkel zu öffnen. Noch konnte er nicht

ersterben. Sein Arzt gab ihm Gift; aber auch dieß that keine Wirkung auf seine Maschine. Der Dampf einer warmen Badstube machte endlich seinem Leben ein Ende. Paulinen, die gleich anfangs ohnmächtig geworden, hatte man verbunden. Sie erholte sich, und überlebte ihren Gemahl noch einige Jahre, stets ihrer Liebe und seines Beyspiels eingedenk.

Ein gleiches Schicksal hatte Lukanus, der Dichter, Seneka's Neffe. Auch dieser ließ sich die Adern öffnen, und starb, indem er die Verse aus seinem Gedichte Pharsalia, wo ein ähnlicher Tod beschrieben wird, seinen anwesenden Freunden in Erinnerung brachte. Die Verse heißen:

Nec sicut vulnere sanguis
Emicuit lentus. Ruptis cadit undique venis
— Pars ultima trunci,
Tradidit in cetum vacuos vitalibus artus
At tumidos qua pulmo jacet, quavis cera fervent.
Hæserunt ibi fata diu: luctaque multum
Hac cum parte, viri vix omnia membra tulerunt.

XXII.

Titus.

(Im Jahre nach Chr. Geb. 70—81.)

Nicht genug, daß Hunger, Erdbeben und Wunderzeichen, daß alle Elemente sich gegen Jerusalem zu verbinden schienen; auch innerer Zwispalt mußte noch hinzukommen, um die jüdische Nation auf den Rand des Verderbens zu führen. Sie war in zwo Partheyen getrennt, die sich einander ungestraft beraubten und zu Grunde richteten, indeß zugleich beyde mit ihrem Eifer für die Religion ihrer Vorfahren prahlten.

An der Spitze der einen von diesen Partheyen stand Johannes. Nach der höchsten Gewalt strebend, erfüllte er Jerusalem und alle Städte umher mit Tumult und Plünderung. Unter Anführung Simons, der Banden von Räubern und Mördern zu sich sammelte, und Idumäa

verwüstete, zog die andere Parthey umher, und übte Mord und Verheerung aus. Jerusalem ward endlich der Schauplatz, auf welchem diese beyden Demagogen erschienen. Johannes hatte den Tempel im Besitze, und Simon beherrschte die Stadt, den Ort, der noch vor kurzem als ein Sitz des Friedens und der Einigkeit berühmt gewesen war.

In dieser traurigen Lage war es, daß Titus, Sohn Vespasians, sich vor demselben lagerte. Jerusalem war durch drey Mauern von allen Seiten stark befestigt. Titus riß die erste Mauer nieder, und bot Gnade den Juden an, mit Verachtung wies das bethörte Volk die Güte des mächtigen Belagerers von sich. Titus griff die zweyte Mauer an, und sie fiel. Noch setzte ihm Jerusalem Stolz und Hartnäckigkeit entgegen. Titus richtete seine Stärke gegen die dritte Mauer. Die Juden vertheidigten sich mit einem Muthe, der die Belagerer in Erstaunen setzte. Titus ließ die ganze Stadt mit einem Graben einschliessen, um ihr alle Unterstützung von aussen abzuschneiden. Die Juden ergaben sich noch immer nicht. Hunger und Pest wütheten schon innerhalb den Mauern, und doch trotzten noch die Geblendeten der Ge-

walt des Titus. Sie lebten von todten Körpern, und Mütter selbst tödteten ihre Kinder, um den Hunger zu stillen. Titus entsetzte sich bey dieser Nachricht, und rief beleidigt aus: „Wohlan, so lasset uns dieses abscheuliche Verbrechen unter den Ruinen Jerusalems vergraben!“ Sogleich ließ er alles Holz in einer beträchtlichen Entfernung von der Stadt umhauen und verstärkte seine Batterien. Die Mauer stürzte. Auf den Gipfel des Tempels flohen die Juden, gerne wollte Titus diese prächtige Gebäude retten; aber ein Soldat hatte einen Feuerbrand in eines von den nebenliegenden Gebäuden geworfen. Die Flamme ergriff auch den Tempel, und aller Bemühung ohngeachtet, lag er bald in seiner Asche.

Der Anblick des brennenden Tempels setzte die Juden in einen Zustand von Verzweiflung. „Der Gott unserer Väter hat uns verlassen!“ schrieen sie, und warfen ihre Waffen von sich. Mit zerstreuten Haaren liefen sie und wehklagten. Von den benachbarten Bergen hörte man ihr Geschrey wiederhallen. Sterbende hoben noch ihre matten Augen auf, um den Verlust des Tempels zu beweinen, den sie höher schätzten, als das Leben selbst.

Titus war nun der Herr des Ortes.

Johannes, und Simon wurden aus den Gewölben, wo sie sich verborgen hatten, hervorgezogen. Ein immerwährendes Gefängniß war die Strafe des ersteren. Letzterer wurde aufbewahrt, um den Triumph des Siegers zu schmücken. Der größte Theil des gemeinen Volks fiel unter den Schwertern der Römer. Die Stadt wurde zerstört, so, daß nach der Prophezeihung des Heilands kein Stein auf dem andern blieb. Sechs Monate konnten jene Stadt von der Erde vertilgen, die unter dem besondern Schutze des Himmels über zwey tausend Jahre geblühet hatte. Ohngefähr eine Million war die Zahl der Getödteten; über hundert tausend stieg jene der Gefangenen, mit Zerstörung Jerusalems fiel auch der weltliche Staat der Juden. Die unglücklichen Ueberlebenden wurden verbannt, verkauft, und in alle Theile der Welt zerstreuet.

Bald nach der Rückkehr des siegenden Titus in Rom, starb Vespasian, sein Vater, von dem Plinius sagt: „Er war ein Mann, in welchem die höchste Gewalt keine Veränderung hervorbrachte, ausser daß sie ihm Gelegenheit gab, so viel Gutes zu thun, als er zu thun willig war.“ Titus wurde zum Kaiser erwählt. Der erste Schritt, wodurch er die Liebe seiner Unter-

thanen gewann, war die Mäßigung seiner Leidenschaften und die Bezähmung seiner stärksten Neigungen. Hier ein Beyspiel:

Florus. Und wodurch hat Berenica die Liebe des Titus verlohren?

Titus. Das Weib, welches den Privatmann fesselte, darf den Kaiser nicht fesseln.

Florus. Ihre Geburt, ihre Reize sind auch eines Kaisers würdig.

Titus. Wenn Titus sich selbst gehörte, würde Berenica einen Titus glücklich machen. Aber der Kaiser gehört dem Staate, und der Staat mag eine Berenica nicht. Eile, mein Florus, und entferne das Weib vom Hofe.

Florus. Diese Nachricht wird sie tödten.

Titus. Sie hat mein ganzes Mitleid. Aber es ist besser, sie leide, als daß der Staat mir abgeneigt werde, der ich berufen bin, sein Glück zu gründen. Soll ich das, so muß mich das Volk lieben; und die Liebe meines Volks überwiegt wohl die Liebe eines Weibes. — Florus, ich bitte dich, entferne Berenicen.

Florus. Sie wird dich sprechen, dir das letzte Lebewohl sagen wollen.

Titus.

Titus. Unmöglich.

Florus. Sieh, da kommt sie selbst!

Berenice. Titus, was hat Berenice um dich verbrochen, daß du ihr deine Liebe entziehst. Mache kein Geheimniß daraus, mein Titus; Berenice weis alles!

Titus. Denke groß und edel; ich entsage deiner Liebe, des Volkes wegen. — Du mußt meinen Hof verlassen.

Berenice. Titus!

Titus. Einen schweren Kampf kämpfet deine Seele, auch die meine.

Berenice. Titus, dieser Arm hielt dich oft umschlungen; schleudere ihn nicht von dir!

Titus. Berenice, denke groß und edel.

Berenice. Ist dein Herz so kalt geworden, daß weder dein Blick mehr auf mir weilt?

Titus. Ich gehöre dem Volke.

Berenice. Diese Umarmung! Bey den Göttern, das Volk soll mir nicht verbieten, meinen Titus zu umarmen!

Titus. Fort — Unglückliche!

Berenice. (in die Arme des Florus sinkend) Jenseits des Grabes noch liebt Berenice einen Titus.

Titus. Entferne dich! Hier sehen wir uns nicht mehr wieder!

Berenice. (sich auf Florus stützend und abgehend) Also dort, wo keine Trennung ist.

Diese Mässigung, mit Gerechtigkeit und Freygebigkeit verbunden, erwarben dem Kaiser die Liebe aller guten Menschen. Man nannte ihn das Vergnügen des menschlichen Geschlechts; und auch schienen wirklich alle seine Handlungen darauf berechnet zu seyn, sich diesen Namen zu sichern. Falsche Zeugen und Beförderer der Uneinigkeit zitterten vor ihm. Tugend und Rechtschaffenheit zog er aus der Verborgenheit hervor. Das Verdienst wußte er zu schätzen. Nie verließ ein Leidender ohne Trost die Stufen seines Thrones; Titus hatte sichs zum Gesetze gemacht, niemals einen, der ihn um etwas ansprach, unbefriedigt von sich gehn zu lassen; man sah ihn nie aufgeräumter und fröhlicher, als wenn er eine gute That ausgeübt hatte. Florus, sein Vertrauter fand ihn eines Abends sehr niedergeschlagen. Er fragte den Kaiser nach der Ursache.

Titus. Ich habe diesen Tag verlohren.

Florus. Wie soll ich diese Antwort deuten, erhabner Titus?

Titus. Ist der Tag nicht verloren,

den keine Handlung zum Wohl der Menschen bezeichnet?

Florus. So haben wohl diese Verbrecher Gnade von dir zu erwarten, deren Todesurtheil du noch heute unterzeichnen sollst? — Hier, Monarch.

Titus. Unbefleckt vom Menschenblut sollen meine Hände bleiben! Man bestimme für die Verbrecher eine andere Strafe.

Florus. Die beyden Ritter, die als Verschworne gegen dich verhaftet sind, flehen um Gnade.

Titus. Sie beleidigten nur mich; ich vergebe ihnen.

Die Ritter wurden frey gelassen. Das römische Volk erstaunte über die Großmuth und beyspiellose Güte des Titus, der selbst seinen eigenen Feinden verzieh. Als er ihrer im Schauspielhause gewahr wurde, befahl er, daß man sie ihm vorführen sollte. Die Ritter warfen sich ihm zu Füssen. Der Kaiser hob sie lächelnd auf, und bot ihnen Sitze an seiner Seite an, und unterhielt sich sehr freundlich mit ihnen. Das Schauspiel endete. Titus verlangte die Dolche, mit denen die Gladiatoren gefochten hatten.

Titus. Sind diese Dolche nicht blank und scharf?

Der eine Ritter. Sie sind beydes, Imperator.

Titus. Mir deucht, sie sind zu kurz.

Der andere Ritter. Wozu länger?

Titus. Versucht es nur; ihr findet die Dolche sicher zu kurz, — diese Brust durchzustossen. — Ritter, was that Titus euch? — Seht, ihr verstummet, und stehet sehr unritterlich da! doch kein Wort mehr davon! Laßt uns Freunde seyn!

Die Ritter fielen beschämt vor dem Kaiser nieder. Titus gebot ihnen, ihm zu folgen. Sie erhielten Aemter im Staate, und wurden bald sehr brauchbare Männer.

Eben so handelte der Imperator, diesen Titel hatte ihm Rom schon zum fünfzehnten Mahle gegeben, — gegen seinen Bruder Domitian, der einer öffentlichen Empörung beschuldigt und überwiesen ward. Titus vergab ihm.

Am Todbette versicherte er ihn noch seiner Liebe, obschon Domitian im Verdachte einer schändlichen Verrätherey war. Titus erkrankte plötzlich; tödtlich war die Krankheit.

Titus. Ich weis es, mein Bruder, du trachtest lange schon nach der Regierung Roms. Sieh, ich scheide von meinem Volke, dem ich, leider, nur zwey kurze Jahre Vater

seyn konnte, und mache dir Platz. Sey nicht grausam gegen dieses Volk. — Deine Hand, Bruder.

Domitian. Du hast mich im Verdachte. —

Titus. Diese Hand, Domitian, handelte sehr unbrüderlich an mir —

Domitian. Es ist Verläumdung!

Titus. Ich glaube es. — Bruder, ich verlasse dich mit Liebe.

Domitian. Hülfe! Titus stirbt! — Aerzte! —

Titus. Wollten die Götter, diese Hand hätte kein Gift gemischt! — Bruder, umarme mich.

Ungerne that es Domitian. Sein Gewissen sagte ihm, daß er unwürdig sey des Bruderkusses. — Titus umschlang ihn mit Heftigkeit und verschied. An seinem Grabe weinte Rom. Ewig nennet die Geschichte mit Ehrfurcht seinen Namen.

XXIII.

Trajan.

(Im Jahre nach Chr. Geb. 98 — 117.)

Schon in seiner frühen Jugend ward Ulpius Trajanus mit den Beschwerlichkeiten des Krieges bekannt. Als Begleiter seines Vaters, der ein General der Römer war, und am Euphrat und am Rhein Beweise seiner Tapferkeit gab, machte der Jüngling große Erfahrungen, die in der Folge dem Manne sehr zu Statten kamen. Seine Denkart war einfach, und edel; mit einem aufgeklärten Verstande verband er das vortrefflichste Herz. Der sterbende Nerva, Trajans Vorgänger im Kaiserthume, gab den größten Beweis seiner Weisheit, als er den jungen Krieger zu seinem Gehülfen adoptirte. Die großen Eigenschaften der Seele Trajans waren mit allen Vorzügen des

Körpers vergesellschaftet. Er befand sich in derjenigen Periode des Lebens, in welcher die Wärme der Jugend durch die Vorsichtigkeit des Alters gemäßigt ist. Eine seiner hervorstechendsten Tugenden war die Bescheidenheit. Man prieß Vollkommenheiten an ihm, deren Besitz ihm ganz unbekannt war. Er zeichnete sich als den größten und besten Kaiser der Römer aus. Andere mochten es ihm vielleicht im Kriege, und andere an Gnade und Güte gleich thun; Trajan scheint aber der einzige gewesen zu seyn, der alle diese Talente in sich im gleich großen Grade vereinigte, und der sich auf gleiche Weise unserer Bewunderung und unserer Hochachtung bemächtigt. Nie vergaß er, daß er der Schüler eines der größten Philosophen seiner Zeit war, und bewies bey jeder Gelegenheit, daß sein Lehrer Plutarch gewesen. Man hat einen Brief dieses Weisen an ihn, der gerade zu der Zeit geschrieben wurde, als Trajan die römische Kaiserwürde empfieng. Plutarch drücket sich also aus:

"Weil deine Verdienste, und nicht dein Zudringen dich zur Regierung erhoben haben, so erlaube mir über deine Tugenden und über mein eigenes Glück meine Freude zu bezeugen. Wenn deine künftige Regierung deinen vormaligen Verdiensten entspricht, so werde

ich mich glücklich schätzen. Aber wenn deine Gewalt dich schlimmer macht, so wird deine Aufführung dir selbst Gefahr, und mir Schande bringen. Dem Seneka macht man Vorwürfe wegen Neros hassenswürdigen Handlungen; und Sokrates und Quinktilian haben dem Tadel wegen des Uebelverhaltens ihrer Schüler nicht entgehen können. Aber du hast es in deiner Gewalt, mich zu dem geehrtesten aller Menschen zu machen, wenn du derjenige bleibst, der du bist. Fahre fort, deine Leidenschaften zu beherrschen; und mache die Tugend zum Ziele aller deiner Handlungen. Wenn du diesen Lehren folgest, dann will ich stolz darauf seyn, daß ich so dreist gewesen bin, sie dir zu geben; wenn du sie aber nicht achtest, so wird dieser Brief mein Zeuge seyn, daß der Rath und das Ansehen des Plutarchs an deinen Vergehungen nicht Schuld sind. „

Trajans Emsigkeit in Geschäften, Mäßigung gegen seine Feinde, Bescheidenheit in der Erhebung, Freygebigkeit gegen die, welche sie verdienten, und Sparsamkeit in eigenen Ausgaben, dieß waren die Gegenstände der Lobreden, die ihm seine Zeitgenossen hielten, und sind noch immer die Bewunderung der Nachwelt.

Seiner Tapferkeit wichen mächtige Feinde. Decebalus, König der Dacier, erfuhr zweymal, daß Trajan eben so groß im Felde erscheine, als groß er in der Staatsverwaltung sich zeigte. Seine Soldaten betheten ihn beynahe an, aber Trajan liebte sie auch mit Vaterzärtlichkeit. Bey einem Treffen fehlte es an Leinwand, die Verwundeten zu verbinden. Der Kaiser zerriß seine Kleider, um nur in der Eile Hülfe zu schaffen.

Sein Vertrauen auf die Tugend des Menschen ist erstaunenswerth. Da er dem Generale der Leibwache, der Gewohnheit gemäß, das Schwert übergab, gab er es ihm mit folgenden Worten: "Nimm dieses Schwert, und gebrauche es, wenn ich es verdiene, für mich, wo nicht, gegen mich.,,

Mit Personen von Verdiensten gieng er als Freund um, und fürchtete sich so wenig vor seinen Feinden, daß er kaum dahin gebracht werden konnte, zu glauben, er habe welche. Man warnte ihn vor Sura, einem seiner Günstlinge. Trajan lächelte, und speißte noch am selbigen Tage zu Abend bey dem Manne, ohne Begleitung irgend eines Freundes, ohne Bewachung. Hier ließ er Sura's Wundarzt kommen, und verlangte, daß er ihm die Haare um die Augenbraunen abnehmen sollte. Er ließ sich

den Bart scheeren, und badete wie gewöhnlich. Am folgenden Tage, als Sura's Ankläger ihre Beschuldigungen wiederholten, erzählte ihnen Trajan, wie er den gestrigen Abend eben bey dem Manne fröhlich zugebracht hätte, und setzte hinzu: "Wenn Sura Absichten auf mein Leben hatte, so war dieß die beste Gelegenheit, sie auszuführen. „

Zwar litten unter seiner Regierung die Christen manche Verfolgung; doch war nicht Grausamkeit des Kaisers Schuld daran. Alsbald Plinius, Prokonsul in Bithynien, die Unschuld und Sittenreinheit der Christen vertheidigt, und Tiberian, Statthalter von Palästina sich ihrer angenommen hatten, verbot der gütige Trajan, jede Unbilde gegen die Bekenner der Lehre des Evangeliums.

Seine herrschende Begierde war, Siegeslorbeeren zu sammeln. Nachdem er, wie wir schon erinnert haben, den Decebalus überwunden hatte, versuchte er seine Waffen gegen die Armenier und Parther, die jetzt anfiengen, Rom allen Gehorsam zu versagen. Trajans erster Zug war nach Armenien, dessen König dem Bündnisse mit Rom untreu geworden, und die Zeichen der königlichen Würde von dem Könige der Parther empfangen hatte. Der Name Trajan war für den Bundbrüchigen ein Name des

Schreckens; er entfloh, und der Kaiser nahm das Land in Besitz. Von da überzog er die Länder des Königs der Parther; bemächtigte sich Mesopotamiens und machte es zu einer römischen Provinz. An der Spitze seiner Armee, lebte er gleich dem gemeinsten Soldaten, und erlaubte sich keine größere Bequemlichkeit, als sie jeder andere hatte. Er machte alle Marsche zu Fuß, er durchwadete Sümpfe und Moräste, und begnügte sich mit der allgemeinen Kriegskost. Seine Siege gegen die Parther waren groß und zahlreich. Er eroberte Syrien und Chaldäa, und machte sich zum Herrn des berühmten Babylons. Er setzte über den reissenden Strom Tigris, nahm Ktesiphon ein, und eröffnete sich dadurch einen Weg nach Persien. Seine Eroberungen verbreitete er sogar bis in Indien, dessen einen Theil er dem römischen Reiche unterwarf. — In dieser Reihe von Siegen wurde Trajan kaum ein einzigmal zurückgeschlagen, außer vor der Stadt Atra, in den Wüsteneyen Arabiens; und hier war es auch, wo er sich entschloß, seine kriegerische Laufbahn zu enden. Den Ländern, die er bezwungen hatte, gab er theils eigene Könige, theils Statthalter und Legaten. Auf dem Wege nach Rom starb er an einem Schlagfluße zu

Seleucia. Er lebte drey und sechzig Jahre, und regierte neunzehn Jahre, sechs Monate und fünfzehn Tage.

Wie sehr Trajan von seinen Unterthanen geschätzt wurde, beweiset die Art, wie sie seinen Nachfolgern Glück wünschten; daß sie nämlich so glücklich wie Augustus, und so gütig, wie Trajan seyn möchten.

Bey seinem Tode sollte er einen Nachfolger bestimmen. Man hatte ihm seinen Neffen Adrian vorgeschlagen. Aber Trajan kannte die Unbeständigkeit und den Eigensinn des Mannes, und war ihm abgeneigt. Diese Fehler waren in den Augen des Kaisers von Bedeutung, und Adrians Talente wogen sie nicht auf. Er pflegte zu sagen: "Es ist wahr, Adrian besitzt eine weitläuftige Gelehrsamkeit, hat Sprachkenntnisse, ist vertraut mit den Gesetzen seines Landes, schreibt schön in Prosa und Versen, führet mit Geschicklichkeit Processe vor Gericht, und ist ein trefflicher Redner, Mathematiker und Physiker. Im Zeichnen und Malen kömmt er den größten Meistern gleich, verstehet sich auf Musik und singet bis zur Bewunderung; ist stark und geschickt in allen Uebungen des Körpers, und ein Jäger ohne Gleichen; allein Adrian ist unbeständig und

eigensinnig, und geneigt, den Ruhm eines andern zu beneiden.„

Trajan starb auch wirklich ohne einen Nachfolger ernannt zu haben. Lange hielt Platina, seine Gemahlinn, den Todesfall verborgen, bis Adrian die Neigung der Armee erforscht, und sie feste an seiner Seite gefunden hatte. Platina zeigte nun ein Testament Trajans vor, worinn der Neffe als Nachfolger genannt wurde; es war unterschoben, aber doch glückte es ihr, durch diesen Kunstgriff, Adrian auf den römischen Thron zu erheben. Und erst itzt wurde das Leichenbegängniß Trajans gefeyert. Man trug die Statue des verstorbenen Kaisers in Procession umher. Man verwahrte seine Asche, die Adrian aus Seleucia nach Rom gesandt hatte, in eine goldene Urne, und setzte diese auf den Gipfel einer Säule, die 140 Fuß hoch war, alle Thaten Trajans in erhabener Arbeit vorstellte, und öffentlich aufgestellt ward; ein Werk, an dem man noch heut zu Tage die Kunst der damaligen Zeit bewundert.

XXIV.

Mark-Aurel.

(Im Jahre der Stadt 914. Im Jahre Christi 161.)

Antonin, der Fromme, der den römischen Thron durch seine Tugenden so ehrwürdig machte, sorgte auch dafür, daß nach seinem Tode der Staat ein Oberhaupt bekäme, unter dessen Regierung sich der Unterthan nicht weniger glücklich priese. Seine Wahl fiel auf Mark-Aurel, den er schon vordem als Sohn adoptirt und mit seiner Tochter vermählt hatte. Apollonius, der berühmte stoische Philosoph, wurde aus Griechenland berufen, um Mark-Aurel zu dem großen und wichtigen Amte eines Regenten zu bilden. Der Philosoph erschien, aber nicht am Hofe Antonins. Der Kaiser fragte nach der Ursache, und erhielt die übermüthige Antwort: „Die Pflicht des Schülers sey zu dem Lehrer und nicht des Lehrers zu dem Schüler zu kommen.“

Antonin lächelte: „Ich erstaune", sagte er zu seinen Freunden, daß Apollonius, der keinen Anstand nahm aus Griechenland nach Rom zu reisen, es für so schwer hält, aus einer Gegend der Stadt nach der andern sich zu begeben;" und schickte alsogleich den Markus Aurelius zu ihm. Der Schüler machte außerordentliche Fortschritte. Apollonius bewunderte eben so sehr den Verstand desselben, als er sein edles Herz verehrte. Indessen erkrankte Antonin, und als er fühlte, daß die Stunde seines Hinscheidens nahe sey, bestätigte er seine Wahl feyerlich in Gegenwart der vornehmsten Staatsbedienten, und ließ die goldene Statue der Glücksgöttin, welche immer in dem Zimmer der Kaiser stand, in das Zimmer seines Nachfolgers bringen. In den Armen desselben verschied er.

Mark-Aurel war die Freude des Volks. Wiewohl er der einzige Erbe des Thrones war, so wählte er dennoch den Lucius Verus zum Mitregenten. Rom sah sich zum erstenmale durch zween Oberherrn von gleicher Macht, aber von sehr verschiedenen Verdiensten regiert. Aurelius zeichnete sich eben so sehr durch Tugenden und Vollkommenheiten aus, als Verus durch unbändige Leidenschaften und aus-

schweifende Sitten. Jener war ein Muster der größten Güte und Weisheit; dieser der Unwissenheit, Trägheit und Unmäßigkeit, und auch ein Opfer dieser letztern. Er starb in seinem neun und dreyßigsten Jahre, ohne durch eine ruhmwürdige Handlung sein Leben bezeichnet zu haben.

Mark-Aurel, der jetzt nicht mehr einen Verus, sondern sein Reich allein zu regieren hatte, zeigte sich in dem vollsten Glanze seiner Vollkommenheit. Als Regent und General gleich groß, war er der Gegenstand der Bewunderung und Liebe aller. Die besondern Umstände seiner Feldzüge werden sehr verworren von den Geschichtsschreibern erzählt; eines Treffens erwähnen sie besonders, welches sehr gefährlich hätte ausfallen können, wenn nicht einige sehr wunderbare Vorfälle, günstig für Mark-Aurel, sich dabey ereignet hätten. Dieses Treffen wurde durch die feindlichen Schleuderer auf der entgegengesetzten Seite eines Flusses angefangen, welches die Römer bewog über denselben zu setzen, und eine schreckliche Metzelung unter den Feinden anzurichten. Doch nicht lange vermochten die Krieger Mark-Aurels dem nicht minder muthigen Feinde Widrstand zu leisten. Die außerordentliche Hitze des Tages und ein

hef-

heftiger Durst jedes einzelnen Mannes benahmen ihnen Kräfte und Muth. Sie fanden jetzt, daß sie weder fechten, noch sich zurückziehen konnten, und daß sie sich entweder in eine gewisse Gefahr stürzen, oder ihren barbarischen Feinden zum Raube werden müssen. In dieser traurigen Lage, da Gram und Verzweiflung sie marterten, gieng Mark-Aurel durch alle Glieder, und bemühete sich vergebens, ihre Hoffnung und ihren Muth zu beleben. Man hörte nichts, als Seufzer und Wehklagen; und sah nichts, als Zeichen des Schreckens und Verderbens.

Mark-Aurel. Flaminius, mich dauert des Volks. Wo ist Hülfe in dieser schrecklichen Noth?

Flaminius. Bey den Göttern allein!

Mark-Aurel. Sag', bey dem einzigen Gott!

Flaminius. Bey dem Gott der Christen meinst du, Monarch?

Mark-Aurel. Warum nicht?

Flaminius. Auch hoffen diese darauf. Sieh, wie feyerlich sie dort bethet, die christliche Legion.

Mark-Aurel. Ihr Gebeth werde erhört.

Noch knieete die Legion und bethete, als plötzlich ein erquickender Regen herabfiel, und die ganze Armee neue Kraft bekam. Die Soldaten hielten ihren offenen Mund und ihre Helme gen Himmel und fiengen die Ströme, die ihnen so wunderbar zu Hülfe kamen, auf. Eben die Wolken, die zu ihrer Rettung dienten, warfen zu gleicher Zeit einen so fürchterlichen Sturm von Hagel, mit einem Donnerwetter begleitet, auf den Feind, daß er in Schrecken und Verwirrung gerieth. Durch diese unerwartete Hülfe bekamen die Römer neue Stärke und Muth, fielen aufs neue die Feinde an, und siegten.

Aurel ward von dieser Begebenheit an ein thätiger Freund der Christen, und bewirkte ihnen viele Vortheile bey dem Senate. Eben wollte er die besiegten Länder in Provinzen theilen und sie dem römischen Reiche unterwerfen, als eine neue Empörung ihn zur Vertheidigung seines eigenen Staates abrief.

Avidius Kassius war einer von den Generalen des Kaisers, der besonders bey ihm in Gnaden stand. Mark-Aurel, der jedermann nach seinem eigenen Herzen beurtheilte, wußte nicht, daß eben dieser Avidius heimlich nach der obersten Gewalt

strebte. Erst itzt, da sich derselbe in Syrien, wo er das Kommando hatte, zum Kaiser ausrufen ließ, wurde er gewahr, welch' einem Unwürdigen er seine Gnade geschenkt hatte. Kassius breitete das Gerücht aus, daß Mark-Aurel todt sey, und bezeugte dem Scheine nach die größte Ehrerbietung gegen sein Andenken. Dadurch glückte es ihm, ein zahlreiches Heer unter seine Befehle zu vereinigen, und sich in kurzer Zeit alle Länder Syriens bis an den Taurus zu unterwerfen.

Flaminius. Undankbarer Kassius!

Mark-Aurel. Roms Wohl fordert, daß ich mich dem Manne widersetze. Wüßte ich, daß es zum Vortheile des Staats gereichen würde, Avidius sollte sich weniger Mühe um den Thron geben; ich wollte ihm freudig das Reich abtreten; aber wie kann es der treu mit dem Volke meinen, der treulos gegen seinen Wohlthäter wird! Und doch, Freund, thut es mir leid um den Mann. Kassius betrat einen Weg, auf welchem er sich entweder selbst tödtet, oder von andern getödtet wird, die mir dadurch einen Dienst zu thun glauben, wenn sie seinen Tod beschleunigen. — Die größte Hoffnung, die ich habe, ist, zu beweisen, daß

ich die ärgsten Beleidigungen verzeihen kann; ihn, trotz seines Widerstrebens, zu meinem Freunde zu machen, und der Welt zu zeigen, daß selbst bürgerliche Kriege einen guten Ausgang nehmen können.

Avidius, der wohl wußte, daß Unternehmungen dieser Art gefährlich und zweifelhaft in ihrem Ausgange sind, bemühete sich indessen, Griechenland auf seine Seite zu bringen; aber die Liebe, die alle Menschen zu Mark-Aurel hatten, betrog seine Erwartungen; er war nicht im Stande, eine einzige Stadt zu bewegen, daß sie seine Parthey genommen hätte. Diese Weigerung gab auf einmal seinem vorigen Glücke eine andere Wendung. Seine Officiere und Soldaten fiengen jetzt an, ihn mit Verachtung zu betrachten, und sein Ende war beschlossen. Man überbrachte den Kopf des Empörers an Mark-Aurel, der ihn mit Betrübniß empfieng, und mit Ehren begraben ließ; den übrigen Verschwornen begegnete er mit großer Gelindigkeit; nur einige derselben wurden verbannt, aber bald wieder zurück berufen. Diese Großmuth wurde theils bewundert, theils gemißbilligt, aber der Kaiser achtete wenig auf das Murren oder den Beyfall der Menge; bloß durch die Güte seiner Gesinnungen geleitet, that er das, was ihm

recht zu seyn schien; zufrieden und glücklich in dem Beyfalle seines Herzens. Als einige sich die Freyheit nahmen, sein Verhalten zu tadeln, und ihm sagten, daß Avidius nicht so edelmüthig gewesen seyn würde, wenn er gesiegt hätte, so gab er ihnen folgende Antwort. „Ich habe nie den Göttern so schlecht gedient, oder so unordentlich regiert, daß ich hätte fürchten müssen, Avidius werde jemals über mich siegen."

Ohngeachtet nun Avidius nicht mehr unter den Lebenden war, so sah Mark-Aurel doch wohl ein, daß er noch einige Feinde übrig habe. Er wollte sie gewinnen. In dieser Absicht unternahm er eine Reise nach den Morgenländern, wo er sie allenthalben durch seine gefällige Herablassung bezauberte, durch seine Güte ihre Bewunderung erregte, durch seine Lehren sie unterrichtete, und durch sein Beyspiel sie besserte. Auf seinem Wege nach Rom besuchte er Athen, und gewann alle Herzen für sich. Zu gleicher Zeit ernannte er seinen Sohn Kommodus zum Nachfolger im Reiche, und begab sich auf eine Zeitlang nach einem seiner Landhäuser in die Arme der Philosophie, die seine Seele ergötzte und sein Verhalten leitete. Er nannte sie gewöhnlich seine Mutter. Man hörte ihn oft sagen, daß das Volk glücklich

sey, dessen Philosophen Könige, oder dessen Könige Philosophen wären.

Mark-Aurel war einer der größten Männer seiner Zeit; und ob er gleich im niedrigen Stande gebohren war, so würden ihm doch seine Verdienste, als Schriftsteller, allein die Unsterblichkeit erworben haben. Aber seine Philosophie war nicht bloß Spekulation; sie war Lebensweisheit; so, daß seine Gemüthsruhe so groß war, daß man niemals die geringste Bewegung oder Veränderung des Gesichts, weder bey freudigen noch traurigen Ereignissen, an ihm bemerkte. Er verstand die Kunst, die Freygebigkeit mit der sparsamsten Oekonomie so zu vereinigen, daß er mehr ein billiger Verwalter eines fremden Reichthums, als der Besitzer seines eigenen zu seyn schien.

Mitten unter den edelsten Beschäftigungen störten den philosophischen Monarchen neue Unruhen. Er erhielt die Nachricht, daß die Scythen und barbarischen Nationen des Nordens wieder in den Waffen wären, und mit wüthender Hitze das Reich anfielen. Ohne Rücksicht auf Alter und Schwäche, eilte Mark-Aurel, Zurüstungen zu einem neuen Feldzuge unter eigener Anführung zu machen. Als das Volk, dessen Liebe zu seinem Kaiser täglich wuchs, vernahm, daß

er es verlassen wolle, um sich einem gefährlichen Kriege blos zu stellen, versammelte es sich vor seinem Pallaste, und drang in ihn, nicht eher abzureisen, als bis er ihm Lehren seines künftigen Verhaltens gegeben hätte, damit es, wenn ihn ja die Götter zu sich nehmen sollten, auf eben den Wegen der Tugend bleiben möchte, worauf er es durch sein Beyspiel geführt habe. Dieses war eine Bitte, welcher der große Kaiser mit dem größten Vergnügen willfahrte. Durch drey Tage unterrichtete er das Volk. Tausend Segenswünsche begleiteten ihn, als er am vierten abreiste. Er war beständig an der Spitze seiner Heere, und immer da, wo die größte Gefahr drohte. Er wollte eben seinen dritten Feldzug eröffnen, als er zu Vienna von der Pest befallen wurde, welches den Fortgang seines Glückes unterbrach, aber die Begierde, wohlthätig den Menschen zu seyn, nicht schwächen konnte. Sterbend wandte er sich an seine Freunde und die vornehmsten Officiere, die sein Bette umgaben, mit diesen Worten: „Besorgt für die Wohlfahrt meines Volks verlasse ich diese Welt. Kommodus ist zwar mein Sohn, aber ich vermisse in ihm die Gemüthsart des Vaters. Seyd ihr ihm nun Väter. Ueberzeugt ihn insbesondere, daß alle Reichthü-

mer und Ehren dieser Welt nicht hinreichen, unmäßige Begierden und Ruhmsucht zu befriedigen; und daß die stärksten Wachen und Heere nicht im Stande sind, den Verbrecher zu schützen. Versichert ihn, daß grausame Regenten nie eine lange und friedliche Regierung genieſſen, und daß alle wahren Annehmlichkeiten der Gewalt bloß für diejenigen aufgehoben sind, die durch Gnade und Sanftmuth die Herzen des Volks gewinnen. Euch kömmt es zu, ihn zu unterrichten, daß Gehorsam aus Zwang niemals sicher ist, und daß derjenige, welcher Treue von Menschen verlangt, sie von ihrer Liebe, nicht von ihrer Furcht erwarten muß. Stellet ihm die Schwierigkeit, aber auch die Nothwendigkeit vor, seinen Leidenschaften Schranken zu setzen, da seine Macht keine Schranken hat. Dieses sind die Wahrheiten die ihr ihm immer vor Augen halten sollt. Euer Lohn wird die Beruhigung seyn, einen guten Prinzen gebildet zu haben. Mein Andenken werdet ihr dadurch unsterblich machen, und ist der abgeschiedenen Seele auch jenseits des Grabes möglich, sich dankbarlich des Erdenbewohners zu erinnern, so wird Mark-Aurel auch noch dort in den Gefilden der Ewigkeit euch segnen."

Als er diese letzten Worte ausgesprochen hatte, überfiel ihn der letzte Angriff des Todes. Mark-Aurel starb im neun und fünfzigsten Jahre seines Alters, nach einer Regierung von neunzehn Jahren und einigen Tagen, bedauert von allen Guten. Aber auch mit ihm schien die ganze Herrlichkeit und Glückseligkeit Roms zu Grabe gegangen zu seyn. Die Geschichte zeigt uns von dieser Zeit am römischen Reiche einen Staat, der zu groß geworden war, und unter seiner eigenen Last erlag, auswärts von barbarischen und glücklichen Feinden umgeben, und innerlich von ehrgeizigen und grausamen Partheyen zerrissen; die Grundsätze der Zeiten gänzlich verdorben; die Philosophie beschäftigt, die Gemüther der Menschen, ohne die Hülfe der Religion zu lenken, und die Wärme der Vaterlandsliebe gänzlich erkaltet.

Inhalt.

Seite

I. Romulus und Remus. Im Jahre der Welt 2284 bis 38. nach Erbauung der Stadt Rom. 5

II. Die Horatier und Kuriatier. Im Jahre der Stadt 82. 26

III. Tanaquil, Gemahlinn des Lucius Tarquinius Priskus. Im Jahre der Stadt 138 bis 176. 37

IV. Lukretia. Im Jahre der Stadt 220 bis 245. 47

V. Junius Brutus als Konsul und Richter seiner Söhne. Sein Tod. Im Jahre der Stadt 245. 65

VI. Mutius Scävola. Im Jahre der Stadt 246. 70

VII. Die Familie des Marcius Koriolanus. Im Jahre der Stadt 260 bis 274. 74

Seite.

VIII. Quintius Cincinnatus. Im Jahre der Stadt 295 bis 296. 93

IX. Virginia. Im Jahre der Stadt 302. 104

X. Furius Kamillus. Im Jahre der Stadt 347 bis 388. 115

XI. Kurtius. Im Jahre der Stadt 391. 130

XII. Manlius Torquatus, Titus Manlius der Sohn, und Decius Mus. Im Jahre der Stadt 411. 136

XIII. Regulus. Im Jahre der Stadt 474 bis 513. 143

XIV. Knejus Pompejus. Im Jahre der Stadt 670 bis 706. 151

XV. Julius Cäsar's Größe und Fall. Im Jahre der Stadt 706. 175

XVI. Kato's Tod. Das Zeitalter Cäsars. 183

XVII. Markus Tullius Cicero. Cäsars Zeitperiode. 189

XVIII. Brutus und das Gespenst. Bald nach Cäsars Tode. 194

Seite.

XIX. Antonius und Kleopatra. Im Jahre der Stadt 715 bis 725. 205

XX. Augustus. Im Jahre der Stadt 725 bis 767. 221

XXI. Seneka, der Philosoph. Im Jahre der Stadt 793 bis 811. 231

XXII. Titus. Im Jahre nach Chr. Geb. 70 bis 81. 236

XXIII. Trajan. Im Jahre nach Chr. Geb. 98 bis 117. 246

XXIV. Mark-Aurel. Im Jahre der Stadt 914. Im Jahre Christi 161. 254

In eben dieser Buchhandlung ist ganz neu zu haben:

Gallerie

interessanter Personen,

oder Schilderung des Lebens und Charakters, der Thaten und Schicksale berühmter und berüchtigter Menschen der ältern und neuern Zeit.

Herausgegeben von Karl August Schiller.

2 Bände mit 2 schönen Titelkupfern. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1799.

Inhalt des ersten Bandes. 1) Joseph II. 2) Gustav III. 3) Katharina II. 4) Bonaparte. 5) Reubell. 6) Carnot. 7) Lafayette. 8) Dumouriez. 9) Pitt. 10) Kaunitz. 11) Herzberg. 12) Potemkin. 13) Loudon. 14) Mirabeau. 15) Robespierre 16) Danton. 17) Marat. 18) Eulog Schneider. 19) Franklin. 20) Cook.

21) Mohamed. 22) Cromwell. 23) Johanne d'Arc. 24) Ulrich von Hutten. 25) Petrarca.

Inhalt des zweyten Bandes. 1) Maria Thereſia. 2) Friedrich II. 3) Stanislaus Auguſt. 4) Prinz Eugen. 5) Prinz von Coburg. 6) Wurmſer. 7) Suworow. 8) Pichegrü. 9) Cuſtine. 10) Moreau. 11) Hoche. 12) Charette. 13) Barras. 14) Merlin von Douai. 15) Sieyes. 16) Voltaire. 17) Necker. 18) Fox. 19) Thomas Paine. 20) Bahrdt. 21) Ninon de l'Enclos. 22) Shakespeare. 23) Columb. 24) Thomas Münzer. 25) Tökely.

Charakteristische

Lebensgemälde

unserer

denkwürdigsten und berüchtigtesten

Zeitgenossen.

Herausgegeben von Jul. Gust. Meißner.

2 Bände mit 2 schönen Kupfern. 8. 1800.

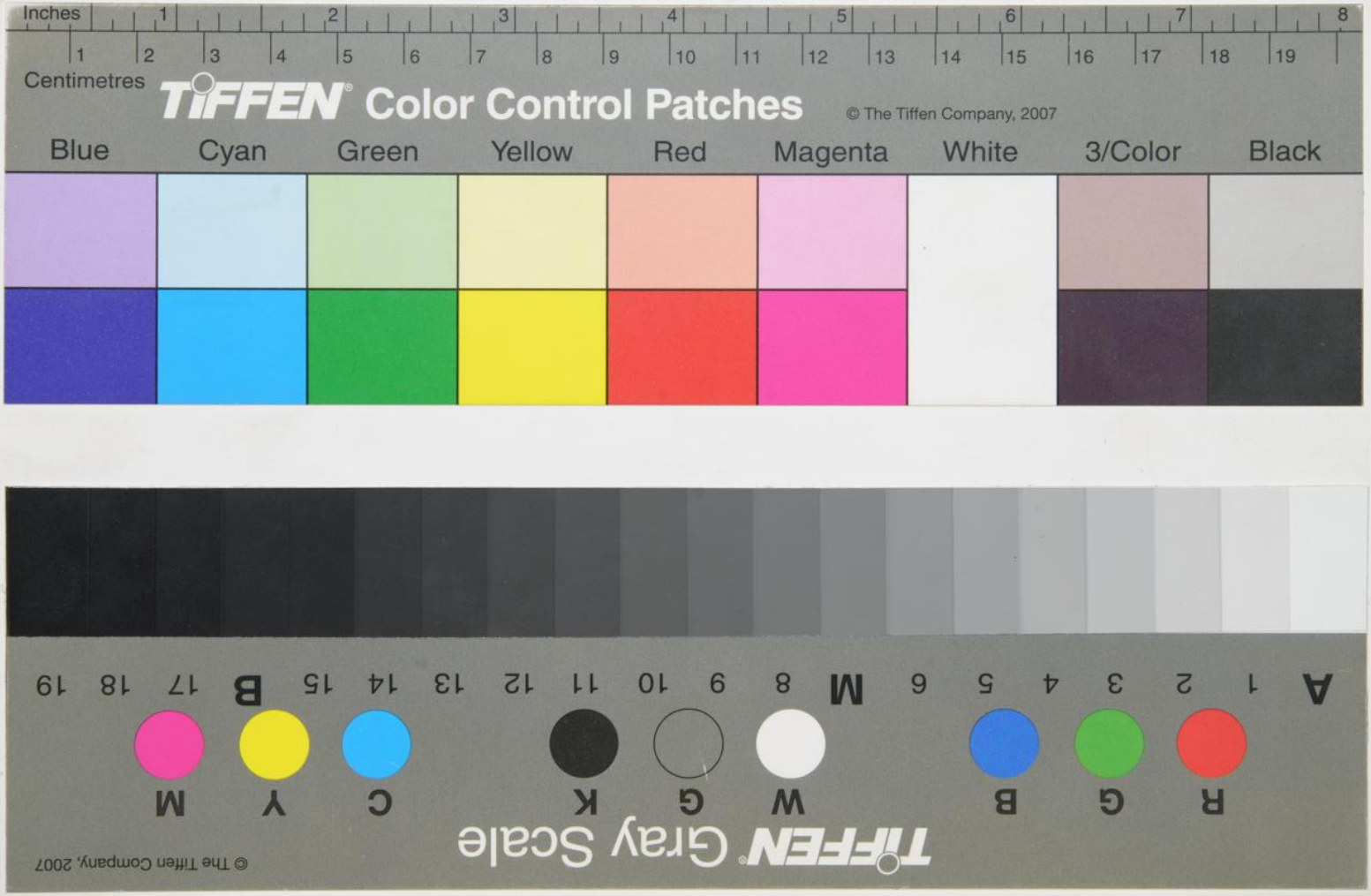
Inhalt des ersten Bandes.

1) Ludwig XVI. 2) MarieAntonie. 3) Selim III. 4) Alexander Leopold, Palatin. 5) PrinzLudwig von Preußen. 6) Herzog von Orleans. 7) Francois von Neufchateau. 8) Reveillere-Lepaux. 9) Malesherbes. 10) Bernstorff. 11) Clerfayt. 12) Mack. 13) Nelson. 14) Elliot. 15) Jourdan. 16) Beurnonville. 17) Luckner. 18) Charlotte

Corday. 19) Angelika Roland. 20) Barrere. 21) Brissot. 22) Rousseau. 23) Goldoni. 24) Mozart. 25) Mendelssohn.

Inhalt des zweyten Bandes.

1) Friedrich Wilhelm II. 2) Carl Theodor. 3) Tippo Saib. 4) Toussaint Louverture. 5) Duncan. 6) Burke. 7) Bender. 8) Massena. 9) Scherer. 10) Dampierre. 11) Sombreuil. 12) Treilhard. 13) Taleyrand-Perigord. 14) Barthelemy. 15) Die Ritterin d'Eon. 16) Washington. 17) Kosciusko. 18) Zieten. 19) Lessing. 20) Iffland. 21) Zimmermann. 22) Mengs. 23) Garrik. 24) Howard. 25) Metastasio.


Inches
Centimetres
TIFFEN Color Control Patches
© The Tiffen Company, 2007
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black
TIFFEN Gray Scale
© The Tiffen Company, 2007

467 B 583/3
(11652)
24-
SU.-
1. A.